2666

Libertas

FREIHEIT, NICHT DIE TOCHTER, SONDERN DIE MUTTER DER ORDNUNG — PROUDHON

1. Jahrgang. | BOSTON, MASS., SAMSTAG, den 19. MAI 1888. | Nummer 5.

"Denn stets in deinem Aug, o Freiheit,
Erstrahlt ein hehres Licht, der Welt zum Heil;
Ob du uns tödtest auch, vertraun wir dir."

JOHN HAY.

Auf der Wacht.

Produkte sind: Rindvieh, Schafe, Esel, Pferde, zahmes und wildes Federvieh, etc. — *Cannebichs Geographie.* Das erklärt wol zur Genüge die deutschländische wie die deutsch-amerikanische Kaiserduselei.

Von einem Asylrecht kann in der Schweiz wol nicht länger die Rede sein. Auf einen Wink von Berlin hat nämlich dieser Tage der Berner Bundesrat die Redakteure und Geschäftsführer des in Zürich erscheinenden "Sozialdemokrat" des Landes verwiesen. Wahrlich, an allen Ecken und Enden rührt sich die Reaktion. Sie muss doch wol das Gefühl haben, dass ihre Stunde geschlagen hat, und so bietet sie jetzt ihre ganze Kraft auf zu einem letzten Rettungsversuch.

Der "Chicagoer Arbeiterzeitung" zufolge "liegt die Erlangung des Wahlrechts im Interesse der Frau." Wirklich? In wie fern? Soll das Wahlrecht ein Mittel zur Wahrung ihrer Interessen sein? Wie kann sie damit ihre Interessen wahren? Was hat der arbeitende Mann, dem das Wahlrecht doch zur Verfügung steht, mittels desselben zur Wahrung und Förderung seiner Interessen vollbracht? Gibt es irgend einen guten Zweck, der nicht viel leichter ohne das Wahlrecht zu erlangen ist?

Seit der letzten Ausgabe von Libertas ist die angekündigte "Michigan Arbeiter-Zeitung," unter der Redaktion von H. C. Bechtold, ins Leben getreten. In dem neuen Blatte werden alle Kulturfragen, zumal die brennendste derselben, das soziale Problem, in fähiger und anregender Weise vom rein-menschlichen Standpunkt aus behandelt. Man gewahrt es auf den ersten Blick, dass an der Spitze des neuen Blattes ein Mann steht, der seine Sache kennt. An einer andern Stelle gebe ich eine Probe von Stil und Gesinnung, wie sie sich in der "M. A.-Z." bekunden. Ich erwarte von dem neuen Blatte ein erspriessliches Wirken im Dienst der Freiheit und wünsche ihm vielen Erfolg.

Immer heftiger entbrennt der Kampf zwischen Arbeit und Kapital auf der ganzen Linie. Kaum ist ein besonderer Streitfall beigelegt, da erschallen gleich die Schlachtrufe eines neuen. Gerade jetzt wieder herrscht eine grosse Fehde zwischen den Brauerarbeitern und den Brauerbossen. Die Ersteren hatten sich in den letzten Jahren durch festes Zusammenstehen einige Vorteile errungen. Das lag den Letztern im Magen und veranlasste sie, den schnöden Versuch zu machen, die "Unions" zu sprengen und den Arbeitern die errungenen Vorteile wieder zu entziehen. Das wird ihnen aber hoffentlich nicht gelingen. Es ist vielmehr zu wünschen, dass die Brauerfürsten von den Arbeitern ganz gehörig werden heimgeschickt werden.

Die "Indiana Tribüne" zählt den bekannten englischen Freidenker Bradlaugh zu jener Sorte von Anarchisten (wer immer die sein mögen, ich kenne sie nicht), die zwar den Namen ablehnen "und doch auf dem Gebiete der Volkswirtschaft dem vollständigsten Anarchismus huldigen, denn sie verabscheuen jede Einmischung der staatlichen Gewalt, sind Menschen ohne Herz und Gefühl." Ich protestire dagegen, Bradlaugh den Anarchisten zuzuzählen, und zwar weil er *nicht* "dem vollständigsten Anarchismus huldigt" und weil er *nicht* "jede Einmischung der staatlichen Gewalt verabscheut." Wenn er das nur [illegible] Das ist ja gerade das Schlimme, dass er das nicht tut, dass er vielmehr dem Staat in allem Wesentlichen, und folglich auch der staatlichen Einmischung in das Erwerbsleben der Menschen, das Wort redet und auf diese Weise sein Teil zur fortdauernden Ausbeutung der Arbeit durch das Privilegium beiträgt.

Meine Replik an Herrn Most an einer andern Stelle dieser Ausgabe ist bereits in englischer Sprache in Liberty erschienen. Herr Most kündigt an, dass er dieselbe noch einmal gehörig durchhecheln und mich dann fallen lassen werde. Es ist nicht angenehm, fallen gelassen zu werden, doch werde ich versuchen, mich nach der Katastrophe wieder zusammenzulesen und meiner Wege zu gehen, wie vorher. Inzwischen beklagt er sich, dass ich seine Frage, was ich eigentlich befürworte, da ich das Dynamit wie den Stimmkasten verwerfe, nicht beantwortet habe. Wenn Herr Most diese Frage an mich gestellt hat, so ist sie meiner Aufmerksamkeit entgangen; ich glaube aber nicht, dass er sie jemals stellte. Doch ähnliche Fragen sind in Liberty schon oft beantwortet worden. Der Umstand, dass sich der Redakteur der "Freiheit" kein anderes Mittel denken kann, um die neue Ordnung einzuführen, zeigt, wie wenig er die Kraft des Prinzips, wonach seine Zeitung genannt ist, würdigen kann.

Von Zürich, in der Schweiz, ist Libertas eine Broschüre revolutionärer Gedichte unter dem Sammelnamen "Sturm" zugeschickt worden. Den Gedichten, welche sich durch einen echt freien Geist auszeichnen, ist folgende Prophezeiung vorangestellt: "Eine neue Zeit wird kommen, anders geartet als jene, welche war. Sie wird alle jene Begriffe, wie: Patriotismus, Nationalität, Staat, Gesetze, Autorität, Religion, etc., aus dem Bewusstsein der Menschen streichen, und an deren Stelle setzen: Menschenliebe, Weltbürgertum, Allgemeinheit, Gleichheit, Unabhängigkeit. Und ein neues Wort wird hinzutreten, welches wir noch nicht kennen: Freiheit! Denn das Ewig-Menschliche beginnt zu siegen über alles Ererbte. — In dieser Ueberzeugung habe ich in diesem Abschnitte mit der Aufzeichnung der Grundzüge einer Weltanschauung begonnen, welche nur das eine Ziel kennt: natürlich und menschlich zu sein." Der Namen des Verfassers dieser Gedichtsammlung ist nicht angegeben. Ich empfehle das Werkchen von ganzem Herzen.

Der Londoner "Anarchist" und der Chicagoer "Alarm" haben ihr Erscheinen eingestellt. Ersterer wird am ersten Juli wieder auferstehen; das Schicksal des letztern ist ungewiss. Es ist sehr zu bedauern, dass der "Alarm" nicht besser unterstützt wurde. Sein Auftreten Liberty gegenüber war ein solches, dass es kaum im Einklang mit der menschlichen Natur wäre, wenn ich mich ihm als persönlich sehr freundlich erzeigen wollte; aber vielleicht ist mein Zeugniss, dass er den Anarchismus in höchst gediegener Weise vertrat, um so wertvoller, weil ein wenig ungern erteilt. Ich freute mich bei seinem Wiederaufleben, ich werde seinen Tod betrauern, wenn ihm unglücklicherweise dieses Loos bevorsteht. Die Tatsache, dass er einen solch harten Kampf um die Existenz zu führen hat, muss wie ein Dämpfer auf Diejenigen wirken, die sich törichterweise eingebildet hatten, dass durch jenen Bombenwurf plötzlich ein gut Teil redlicher Intelligenz in Bezug auf ökonomische Fragen wachgerufen worden sei.

In der von Frau Annie Besant herausgegebenen Zeitschrift "Our Corner" hat G. Bernard Shaw den ersten von zwei Artikeln in Beantwortung meiner Abhandlung über "Staatssozialismus und Anarchismus" veröffentlicht. Nach der Possenreisserei des "Workmen's Advocate" und der Oberflächlichkeit des "Sozialist" ist es angenehm, von einem Manne von Kopf und Geist kritisirt zu werden. Der erste Artikel ist als eine Widerlegung des Anarchismus bestimmt; der zweite, welcher in diesem Monat erscheinen wird, wird eine Verteidigung des Staatssozialismus bilden. Ich warte die Veröffentlichung des letztern ab, ehe ich auf die Artikel erwidere. Die Tatsache, dass Frau Besant, die noch vor einem Jahre "Herrn Benjamin Tuckers Auslassungen mit vollkommenem Gleichmut ertragen konnte," jetzt in ihrer Zeitschrift einer Prüfung meiner Argumente so viel Raum widmet, scheint anzudeuten, dass Gleichmut allein der Aufgabe kaum genügt.

Die Föderirten Gewerkschaften von New York haben eine Agitation eingeleitet, um die sämmtlichen Arbeiter und Arbeitervereinigungen des ganzen Landes zu veranlassen, den nächsten 11. November als den ersten Jahrestag der Ermordung von fünf Arbeiterführern seitens der herrschenden Gesellschaft, feierlich zu begehen. Sie regen ferner den Gedanken an, dass "alljährlich an diesem Tage Abends in allen Staaten, Städten und Dörfern dieses Landes ernste Demonstrationen stattfinden. Durch öffentliches Ausrücken sollen die Arbeiter dem Ausbeutertum zeigen, dass sie den Justizmord nie vergessen und verzeihen werden . . . . Von Jahr zu Jahr soll die vergrösserte Anzahl der Demonstrirenden Zeugniss ablegen, dass ein Volk die in den Diensten der verbündeten Monopolisten stehenden legalisirten richterlichen Meuchelmörder nicht fürchtet, und dass ein Tag der Ernte herannaht, wo dieselben Rechenschaft fordern von allen Jenen, die das Volk betrogen, verraten und geknechtet haben. Die geplante Einschüchterung soll somit das Gegenteil hervorbringen: vermehrte Tätigkeit, erneuten Mut, unaufhaltsames Vordringen der Ideen, die das Volk allein von den Ketten seiner Peiniger befreien können." Die Gewerkschaften verlangen, dass an diesem Tage jeder Sektenstreit unter den Arbeitern aufhöre, auf dass so die Zusammengehörigkeit der Unterdrückten zum Ausdruck gelange, und sie schlagen als Namen für den Tag "Solidarity Day" vor. Libertas wünscht dem Vorgehen der Föderirten Gewerkschaften von New York allen möglichen Erfolg.

PARTEI.

["Sturm." Verlagsmagazin, J. Schabelitz, Zürich, Schweiz.]

Partei ist heute Alles! — Jeder nimmt
Sich seinen Stand in einer; Jeder stimmt
Der eigenen Wünsche unberührte Saiten
Nach ihrem Klang; ob innerlich auch streiten

Gedanken und Gefühle scharf dagegen;
Er ist ein Glied der Kette, darf nur regen
Sich innerhalb der streng gezogenen Grenzen
Und alles Licht, er siehts wie Schatten glänzen

Durch die papiernen Wände der Partei!
— Wo aber ist der Mensch, der kühn und frei,
Einzig allein die eigenen Wege geht?
Stark jedem fremden Einfluss widersteht?

Und der sein Denken, wie sein Wünschen nicht
Den Wünschen Andrer schwächlich unterstellt?
Der Licht nur will, und nichts als hellstes Licht,
Zu klären seines Daseins ganze Welt?!

Als Bruder kennt er nur den Freien an,
Und reicht ihm gern zu gleichem Kampf die Hand,
Und drückt sie fest — doch niemals darf und kann
Zur Fessel werden dieses freie Band! —

Staat und Gesellschaft.

"Sie da, hören Sie 'mal! Sie haben neulich gesagt, dass wir keinen Staat brauchten; na, das würde 'mal 'ne schöne Wirtschaft geben! Wenn nur eine ganz kleine Gesellschaft gemeinsam Etwas beraten und ausführen will, so muss schon ein Präsident und müssen Beamte gewählt werden."

Obige Worte wurden mir vor einiger Zeit flüchtig im Vorübergehen von einer weisen Frau zugeraunt. Ort, Zeit und Umgebung waren ungünstig für eine Diskussion; denn wir befanden uns an der Ausgangstür eines Saales; das Gedränge daselbst war ziemlich stark, da ein über Erwarten lang gewordener Vortrag überstanden und der hungrige Magen im Vorgeschmack des zu Hause harrenden Mittagsmahles zur Eile antrieb.

Was kann man unter solchen Umständen erwidern! Die Sprecherin schien auch auf eine Erwiderung gar nicht zu rechnen; denn als sie ihr geflügeltes Wort von sich gegeben, stürzte sie sich ins dichteste Gedränge. Ich hätte ihr nachrufen mögen: "Warum so eilig, Madam? Sie haben soeben ein grosses Wort ausgesprochen, welches sehr zu Gunsten der anarchistischen Lehren spricht. Diese Frage kann man nicht so kurz übers Knie brechen; ich kann Ihnen zeigen, dass Sie nicht *gegen*, wohl aber *für* den Anarchismus gesprochen haben."

Ich musste diesmal aber meine Einwendungen für mich behalten; die Dame war bald im Gedränge verschwunden, und nur flüchtig konnte ich von ihrem triumphirenden Gesichte die Worte ablesen: "Von diesem Stoss erholt er sich nicht wieder!"

Ich habe obige Geschichte so ausführlich erzählt, weil sie charakteristisch ist für die Art und Weise, in der man gewöhnlich den Anarchismus abzutun versucht. Ein bis zwei stehende Redensarten, so ganz beiläufig hingeworfen, scheinen Jedem zu genügen, um die Haltlosigkeit der ganzen Lehre zu beweisen. Wozu sich auch erst auf einen Angriff vorbereiten! Wozu erst einen ordentlichen Anlauf nehmen, wenn es sich um einen so schwindsüchtigen Feind wie den Anarchismus handelt! Eine leise Berührung mit dem kleinen Finger muss ja die ganze Jammergestalt sofort über den Haufen werfen!

Es ist eigentlich zum Rasendwerden, dass man sich von den Menschen für so dumm ansehen lassen muss! Auch ist wenig Aussicht vorhanden, an dieser Sachlage Etwas zu ändern; denn so oft und so gründlich man auch die alten, fadenscheinigen und abgetragenen Argumente gegen den Anarchismus widerlegen mag, immer werden sie Einem mit der liebenswürdigsten Unverfrorenheit wieder unter die Nase gehalten.

Soeben kommt mir der "Freidenker" vom 13. Mai zu Gesicht, und da sehe ich, dass Herr Boppe in einem Artikel: "Mensch und Staat," auch wieder die alten, bekannten Beschwörungsformeln gegen den Anarchismus der Reihe nach aufmarschiren lässt. Ich muss beim Durchlesen des Schriftstückes unwillkürlich an den Kapuziner aus "Wallensteins Lager" denken. Welche mögen wol die Kroaten sein, die Herrn Boppe (drohend oder ermutigend?) die Worte zuflüstern:

> Bleib da, Pfäfflein, fürcht dich nit;
> Sag dein Sprüchel und teils uns mit?

Die alte Geschichte vom "Urzustand" will ich diesmal nicht auf Herrn Boppes Konto schreiben; denn die erzählt er augenscheinlich nur, weil die Kroaten sie durchaus hören wollen. Herr Boppe blamirt sich eigentlich durch diese Geschichte; denn er sagt weiterhin selbst, dass die Anarchisten dem "Staate" eine "Gesellschaft" substituiren wollen. Der letzte Teil des Artikels lässt übrigens für mich keinen Zweifel mehr darüber, dass Herr Boppe die Idee des Anarchismus ganz gut erfasst hat; ob es nun aber sein Eigendünkel ist, oder ob ihn die bösen Kroaten dazu zwingen, das Ding um jeden Preis anders zu nennen, das vermag ich nicht zu sagen. Weitere Belehrung würde ihm gegen diese beiden Vorgesetzten — Eigendünkel und Kroaten — Nichts helfen können: es ist Herrn Boppes eigene Gewissenssache, ob er seiner bessern Einsicht, oder seinen Vorgesetzten folgen will.

Es gibt aber noch andere Menschen, welche auch viel Albernes über den Anarchismus denken und sagen, aber nur, weil sie es nicht besser verstehen und weil sie sich zu sehr nach grossen Männern, wie Herr Boppe einer ist, zu richten pflegen; sie sind ehrlich, wie Herr Boppe auch, aber ausserdem lassen sie sich weder durch Eigendünkel, noch durch Rücksicht auf Kroaten bestimmen, ihre bessere Erkenntniss einem früher verteidigten Irrtum preiszugeben. Solche Menschen habe ich im Auge, wenn ich es in dem Nachfolgenden unternehme, die Quelle aller gegenseitigen Missverständnisse zwischen Anarchisten und ehrlichen, denkenden Nicht-Anarchisten aufzudecken. Diese Quelle liegt in der Verwechslung zwischen *Gesellschaft* und *Staat*. Wenn einmal über diese beiden Begriffe die nötige Klarheit geschaffen sein wird, dann fallen die nichtigen Einwände gegen den Anarchismus in sich selbst zusammen. Wenn man erst begriffen haben wird, dass mit der Abschaffung des Staates *nicht* die Auflösung der Gesellschaft gemeint sein kann, wenn man zu der Einsicht gelangt sein wird, dass das Gute, welches die Menschen durch gemeinsame Anstrengung erreicht haben, nicht dem Staate, sondern der Gesellschaft zu verdanken ist, dann werden endlich auch dem modernen Don Quijote, welcher den "Riesen" *Anarchismus* bekämpft, die Augen darüber aufgehen, dass sein "Rozinante" ein alter Klepper und sein "Helm des Mambrinus" ein blechernes Barbierbecken ist.

Der Anarchismus bekämpft nicht die Gesellschaft, sondern den Staat; der Anarchismus lehrt, dass Staat und Gesellschaft von einander getrennt werden können; dass die Fortschritte in der Civilisation nicht dem Staate, sondern der Gesellschaft zu verdanken sind; dass der menschliche Fortschritt mit einem Rückschritt des Staates, und umgekehrt ein Rückschritt der menschlichen Gesellschaft mit einem Umsichgreifen des Staates immer Hand in Hand gegangen sind und noch gehen. Der Anarchismus ignorirt nicht, wie seine Gegner, die Tatsache, dass der Staat gewissen unabweisbaren Erfordernissen des Fortschritts nur den Weg der gewaltsamen Revolution offen lässt und dann nach verhältnissmässig grossen Opfern nur einen kleinen Gewinn übrig lässt. Der Anarchismus erkennt eine natürliche Gleichberechtigung aller Menschen an, er kann sich für keine Civilisation begeistern, welche einer künstlichen Ungleichmässigkeit der Menschenrechte Vorschub leistet; gleichzeitig aber vertritt er die Ueberzeugung, dass eine Gesellschaft, je mehr sie den Staat ganz abgestreift hat, eine um so natürlichere Grundlage eines ungehemmten, das Wohl Aller gleichmässig fördernden, keiner gewaltsamen Revolution bedürfenden Fortschritts sein muss.

Das ist nun Alles recht schön gesagt, aber verstanden wird es so ohne Weiteres noch nicht, zumal es so Viele nicht verstehen wollen. Die Frage bleibt noch offen: "Wo hört die Gesellschaft auf, wo fängt der Staat an, und umgekehrt?" Die meisten Menschen sehen die Gesellschaft schon in die Grenzen des Staates übergehen, sobald dieselbe irgend welche Form der Organisation annimmt. Diese sind mit dem Anarchismus bald fertig; denn ausserhalb des Staates können sie nur Herrn Boppes "Urzustand" erblicken; wollen die Anarchisten diesen nicht, so können sie nur den Staat wollen, also ist "Abschaffung des Staats" *Phrase*.

Wir stehen somit noch vor dem Problem, die Grenze anzugeben, welche eine organisirte, civilisirte Gesellschaft nicht überschreiten darf, ohne dem Staat in die Klauen zu fallen; die Kenntniss dieser Grenze ist nötig, wenn man den Staat abschaffen will, ohne die Gesellschaft zu zerstören. Ich gebe zu, dass für die Meisten eine solche Grenze nicht sichtbar ist, da für sie Staat und Gesellschaft ineinanderfliessen; auf Grund dieses eignen Unvermögens aber gleich die Gegner unpraktische Schwärmer, Phantasten u. dgl. zu nennen, wie das heutzutage bei Manchem Gebrauch ist, ist eines gebildeten Mannes nicht würdig. Dass ein Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft existirt, hat schon vor hundert Jahren Thomas Paine gesagt, und Thomas Paine pflegte sich bei Dem, was er sagte, auch immer Etwas zu denken. Seine daraufbezüglichen Worte lauten ungefähr so: "Viele Menschen haben *Gesellschaft* und *Staat* derartig miteinander verwechselt, dass sie wenig oder gar keinen Unterschied zwischen ihnen übrig gelassen haben. Die Gesellschaft entsteht durch unsere Bedürfnisse, der Staat durch unsere Schlechtigkeit. Die Gesellschaft ist in jedem Staate ein Segen, der Staat aber in seiner besten Form ein notwendiges Uebel, in seiner schlimmsten aber, ein unerträgliches."

Nach hundert Jahren sollten wir Paines Ideengang wenigstens so weit entwickelt haben, dass wir sagen könnten: "Der Staat ist im besten Falle ein *schwer zu beseitigendes* Uebel."

Doch ich will mich nicht weiter auf Autoritäten berufen; wir haben Beispiele genug, an welchen man wenigstens merken kann, dass ausser dem Staate noch eine Gesellschaft existirt, welche ganz anders arbeitet, als der Staat. In schwach besiedelten westlichen Gegenden kommt es oft vor, dass einige Desperados eine ganze Stadt tyrannisiren können. Die Organe des Staates erweisen sich machtlos dagegen, stecken manchmal sogar mit den Strolchen unter einer Decke. Endlich rafft sich die Gesellschaft auf, stellt den Staat mit seinen Gesetzen bei Seite, organisirt ein Vigilanzkomité, und sofort macht das bisherige wüste Treiben der musterhaftesten Ordnung Platz. Dieselbe Bevölkerung, welche sich als freie Gesellschaft so gut zu helfen weiss, hatte auch als Staat fungirt, indem sie die Richter, Konstables, etc., erwählte und sich den Gesetzen unterstellte. In diesem Falle aber war sie ohnmächtig und hülflos, im andern nicht. So Etwas sollte doch immerhin beweisen, dass Staat und Gesellschaft zwei verschiedene Dinge sind.

Heutzutage sehen wir, dass sich die Arbeiter in eine grosse Gesellschaft gruppiren. Sie haben dadurch schon Aufbesserung der Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit, ja sogar schon einigen Schutz gegen willkürliche Entlassung erlangt. Stellenweise ist es ihnen auch gelungen, einen Teil der Staatsmaschine in ihre Gewalt zu bekommen. Sofort werden ihre besten Führer korrupt und unzuverlässig, die von ihnen erwählten Beamten üben Klassenjustiz gegen sie selber und zur Besserung ihrer Verhältnisse wird von dieser Seite Nichts mehr getan. Im ersten Falle gingen die Arbeiter vor als Gesellschaft, im zweiten als Staat. Zeigt sich hier *kein* Unterschied zwischen diesen beiden Dingen? Noch mehr! Schon das blosse Liebäugeln und Hinneigen der Gesellschaft zum Staat hat Korruption im Gefolge. Die Arbeitsritter und ihre Führer gingen mutig im Dienste der Gerechtigkeit voran und *erzielten* auch Manches, so lange sie sich bewusst blieben, dass sie ausserhalb des Staates ständen und diesen als ihren natürlichen Feind zu betrachten hätten. Wie ist das anders geworden, seitdem die innere Organisation der Form des Staates zustrebt und nach aussen hin freundschaftliche Beziehungen mit dem einstigen Feinde kultivirt werden! Wenn Jemand sich die Aufgabe stellte, gegen den Staat alle mögliche üble Nachrede zu erfinden, so könnte er unmöglich alles Das aufbringen, was uns die nackten Tatsachen mit mathematischer Genauigkeit demonstriren. Wer so die besten, die edelsten, die klarblickendsten Männer sofort stolpern und wanken und ihre heiligsten Grundsätze verleugnen sieht, sobald sie sich dem Staate nähern oder von der Wirksamkeit des Staates Etwas erhoffen, der wird wol kaum noch mit Zuversicht auf sich selber zu trauen wagen; der wird kaum noch den Mut haben, zu behaupten, dass seine eigenen Prinzipien vor der freundschaftlichen Berührung mit dem Staate stichhaltig sein müssten.

Es hilft hier den Freunden des Staates Nichts, wenn sie sagen, dass man doch eigentlich keinen zwingenden Grund für diese sonderbaren Tatsachen sähe. Die Tatsachen sind einmal da und erscheinen mit einer solchen Regelmässigkeit in Verbindung mit dem Staate, dass in diesem letztern ein Grund dafür liegen *muss*, ganz gleich, ob man ihn sieht oder nicht. Dass man bei den bisherigen Verbesserungen und Ummodelungen des Staates jenen Grund noch *nicht* entfernt hat, zeigt die Tatsache, dass dieser neueste Staat noch ebenso korrumpirend, verpestend und degenerirend auf seine Subjekte wirkt, wie der frühere. Ebenso zeigen aber auch die Tatsachen, dass die Gesellschaft *allein nicht* jene Pestatmosphäre des Staates um sich verbreiten muss. (Ich habe solche Tatsachen schon angeführt.) Dann haben wir endlich auch Beispiele, in welchen eine ursprünglich reine, d. h. von den Gebrechen des Staates freie Gesellschaft allmälig zum Staate degenerirte, wie bei den Arbeiterorganisationen der Fall war, welche das Feld ihrer Tätigkeit in die Politik verlegten.

Wenn wir nun die *Unterschiede* prüfen, welche zwischen einer als *Staat* existirenden und einer *freien* Gesellschaft bestehen; wenn wir ferner den Weg verfolgen, den eine ursprünglich freie, später aber zum *Staat* degenerirte Gesellschaft zurückgelegt hat, dann sollte es doch möglich sein, die charakteristischen Merkmale anzugeben, welche die Eigentümlichkeit des Staates ausmachen, und vor welchen sich die Gesellschaft zu hüten hat, wenn sie nicht wieder dem Staate zur Beute fallen will.

Der erste in die Augen fallende Unterschied zwischen dem Staat und den von mir als Beispiel angeführten Gesellschaften ist der Modus ihrer Entstehung. "Der Staat," sagt Paine, "entsteht durch unsere Schlechtigkeit, die Gesellschaft aber durch unsere Bedürfnisse." Der Staat wurde noch ausnahmslos durch Waffengewalt gegründet, wobei die Triebfeder *der Vorteil der Beherrscher* war, den Bedürfnissen der Gesellschaft aber zuwidergehandelt wurde. Wo aber die *Gesellschaft* sich organisirt, wie in einem Vigilanzkomité, wie in einer Arbeitervereinigung, da geben die von der Gesellschaft empfundenen *Bedürfnisse* den Anstoss dazu, da macht es sich ganz von selbst, dass die fähigsten und besten Männer an die Spitze kommen; da fügt sich Jeder freiwillig in die als notwendig erkannte Disciplin, selbst wenn schwere Opfer damit verbunden sind; der Erfolg aber ist der, dass auch wirklich dem Bedürfniss Rechnung getragen wird. Halten wir daneben *den* Erfolg, welchen die aus denselben Elementen zusammengesetzte Gesellschaft zu verzeichnen hat, wenn sie sich als *Staat* organisirt, so wird der Unterschied in die Augen fallen. Die politische Arbeiterpartei von Milwaukee liess in ihrer letzten Platform alle Anforderungen im Namen der Gerechtigkeit und Menschenrechte in dem Verlangen nach *öffentlichen Badeanstalten* gipfeln! Bei der Entstehung dieser Organisation als *Gesellschaft* handelte es sich darum, dass die Ausbeutung *der Massen* durch *Wenige* bekämpft würde; das war ein Bedürfniss, welches Alle empfanden. Bei ihrer Entstehung als *Staat* aber war das Ziel, den Herren So und So diese und jene Aemter zuzuteilen. Hierbei konnte man unmöglich von einem Bedürfniss sprechen, welches die Massen empfanden.

Die Entstehung der rein gesellschaftlichen Organisation aus den Bedürfnissen führt zu der Konsequenz, dass sie aufhören muss, wenn das Bedürfniss, welches zu ihrer Entstehung führte, befriedigt ist. So löst sich das Vigilanzkomité auf, wenn Ruhe und Ordnung wieder hergestellt worden sind. Der Staat dagegen erklärt seine Einrichtungen stets in Permanenz und so werden sie dann zu Handhaben und Geisseln, mit denen menschliche Schlechtigkeit die Gesellschaft verhindert, ihre Bedürfnisse geltend zu machen.

Von jeher haben die Vertreter des Staates danach gestrebt, die Existenz ihrer Einrichtungen künstlich zu rechtfertigen und sie dadurch gegen den Druck der gesellschaftlichen Bedürfnisse zu sichern. Darin liegt ein zweites Unterscheidungsmerkmal zwischen staatlicher und gesellschaftlicher Organisation; es ist dies der Glaube an die *Heiligkeit* und *Unverletzlichkeit* des Staates. Dieser Glaube, welchen das Kind mit der Muttermilch einsaugen muss, welcher selbst dem Vorurteilslosesten, wie sein eigener Schatten, bis ins Grab hinein folgt, er erklärt die Macht des Staates, er ist die Kette, welche bis heute noch die Gesellschaft verhindert hat, sich von ihrem schlimmsten Feinde zu befreien. Durch diesen Glauben bleibt Derjenige frei von dem Odium des Mörders, von der Rache des beleidigten Rechtsgefühls, welcher die frivolsten Morde durch Galgen und Henkerbeil verübt, welcher Millionen seiner Mitmenschen auf Schlachtfeldern verbluten lässt.

Aus dem Glauben an die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Staates folgt naturgemäss

als drittes Kennzeichen des Staates der Glaube an seine *Vorzüglichkeit*. Wie viel Unheil dieser Erzfeind der Menschheit anrichten darf, wie lange Millionen sein unerträgliches Joch geduldig tragen, ehe sie anfangen, seine Mängel zu sehen, das lehrt ja die Geschichte zur Genüge. Der Glaube, dass man der Sorge für sein Wohlergehen durch eine heilige und unübertreffliche Einrichtung überhoben sei, führt zu Gleichgültigkeit und Abstumpfung des Rechtsgefühls der Massen und macht das Volk zur willenlosen Maschine, durch welche menschliche Bosheit und Niedertracht ihre selbstsüchtigen Absichten auf Kosten der Gesellschaft verfolgen.

Die Rücksicht auf die Raumverhältnisse von Libertas veranlasst mich, hier meine Ausführungen zu schliessen; meine Absicht ist, durch diese Arbeit die Aufmerksamkeit auf ein Thema zu lenken, dessen gründliche Bearbeitung zur Klärung der meisten Missverständnisse über den Anarchismus dringend geboten ist. Möge der Erfolg meine Erwartungen bestätigen.

PAUL BELWIG.

LIEBE, EHE UND EHESCHEIDUNG,

Und die Selbstherrlichkeit des Individuums.

EINE DISKUSSION

ZWISCHEN

Henry James, Horace Greeley und Stephen Pearl Andrews.

HERRN JAMES REPLIK AN DEN NEW YORKER "OBSERVER."

Fortsetzung von No. 4.

Ich habe z. B. immer Herrn Greeley gegenüber den Beweis zu führen gesucht, dass es, um die Würde der Ehe zu bewahren, nicht nötig sei, dass zwei Personen gezwungen werden, zusammen zu leben, wenn sie in einem gegenseitigen Verhältniss von Hund und Katze zu einander stehen, und dass in einem solchen Falle eine Scheidung sich nützlich erweisen könne, vorausgesetzt die Beteiligten verbürgten sich dem Staate gegenüber für die Erhaltung ihrer Sprösslinge. Ich habe vor einigen Jahren in den Spalten der "Tribune" sehr eindringlich und, wie es mir dünkt, sehr unwiderleglich, einer grösseren Freiheit in der Ehescheidung aus diesen Gründen, das Wort geredet; aber ich hatte keine Ahnung, dass ich dadurch die Achtung vor der Ehe schwächte. Es schien mir, als ob ich sie offenbar verstärkte, indem ich einfach willkürliche und verderbliche Hindernisse aus dem Weg räumte. Die jetzt bestehende Schwierigkeit der Ehescheidung ist eines dieser Hindernisse. Sie werden doch nicht behaupten wollen, dass die gegenwärtig bestehende gesetzliche Sanktion der Scheidung die Ehe ihrer Achtung beraubt? Wie kann dann eine Erweiterung dieser Sanktion, wie ich sie vorschlage, dies bezwecken? Ist es möglich, dass eine Person, so lange den civilisirenden Einflüssen einer grossen Stadt ausgesetzt wie Sie es waren, keine andere Bürgschaft für die treue Vereinigung von Mann und Frau kennen sollte, als diese, die aus dem Polizeibüreau stammt? Ich kann es nicht glauben. Sie müssen jedenfalls viele verheiratete Paare kennen, wenn Sie in ihrem geselligen Leben auch nur gewöhnliches Glück gehabt haben, die, wenn morgen die Institution der Ehe formell abgeschafft werden sollte, sofort diese gesetzliche Aufhebung wieder ungültig machen würden durch die unbeirrte Beständigkeit ihrer Herzen und ihrer Lebensweisen.

Es hat Niemand eine aufrichtigere, noch, nach meiner Auffassung, aufgeklärtere, Hochachtung vor der Ehe, als ich sie habe, ob sie nun, erstens, als ein schönes und sehr vollkommenes Symbol religiöser oder metaphysischer Wahrheit, oder, zweitens, als eine unabhängige, gesellschaftliche Einrichtung betrachtet werden mag. Ich habe ihre Ansprüche auf Achtung aus beiden dieser Gründen in einer Nummer der "Tribune" ausführlich dargetan, was Sie zur Zeit citirten, aber was jetzt zu übersehen Ihren unehrlichen Instinkten als zweckmässig erscheint. Sie sind wahrscheinlich gleichgültig gegen die Sache von ihrem höheren und ursprünglichen Gesichtspunkte aus, aber Ihr vorliegender Artikel beweisst, dass Sie derselben in ihren sozialen Beziehungen einige Bedeutung beimessen. Wenn Sie nun die Ehe als eine gesellschaftliche Einrichtung ansehen, werden Sie natürlich zugeben, dass ihr Wert ganz und gar von den Gebräuchen, die sie fördert, abhängt. Sind diese Gebräuche heilsam, so ist die Einrichtung ehrenwert. Sind sie im Gegenteil schädlich, so ist die Einrichtung beklagenswert. Nun klagt aber Niemand, dass die rechtmässigen Gebräuche der ehelichen Einrichtung anders als gute wären. Aber eine gesellschaftliche Einrichtung, deren Gebräuche wesentlich gute sind, kann sehr *schlecht verwaltet* werden und so Unheil stiften. Dies, behaupte ich, ist der Fall mit der ehelichen Einrichtung. Sie wird nicht fortschrittlich, oder mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Bedürfnisse der Gesellschaft verwaltet, sondern nur traditionell, oder mit Rücksicht auf einen durchaus überlebten sozialen Zustand. In einem verworrenen Zustand der Gesellschaft, wie derjenige, aus dem wir uns seit den letzten zwei Jahrhunderten langsam herausgearbeitet haben, hätten Männer von Reichtum und Macht, Männer voll Gewalttätigkeit und Arglist, die heiligsten Gefühle verlacht und die Sicherheit der Familie zu Nichte gemacht, hätte nicht die Gesellschaft die Ehe durch die wirksamsten Schutzmittel befestigt. Die noch immer grelle Ungleichheit der Geschlechter hätte, ferner, Könige und Adelige zu den schlimmsten, unbestraften Ausschweifungen und folglich zu der brutalsten Verachtung der Frauen verleitet, hätte die politisch-geistliche Obrigkeit die Ehescheidung nicht fast gänzlich untersagt. Die Erhöhung der Frau in der Christenzeit gebührt ausschliesslich der sehr strengen Verwaltung der Institution der Ehe in den früheren Perioden unserer sozialen Geschichte. Doch wo ist jetzt der Mann von Reichtum und Macht, von Gewalttätigkeit und Arglist, der eine Frau ihrem Manne entreissen würde? Ohne Zweifel findet gegenwärtig eine ganz enorme heimliche Entweihung des ehelichen Bandes statt; gewissenhafte Beobachter scheuen sich nicht, es eine unvergleichliche Entweihung zu nennen; aber das ist ein Uebel, das durch keine positive staatlichen Eingriffe verhütet werden kann, weil es *offenbar auf einer allgemeinen Verachtung der trägen und schlechten Verwaltung der Gesetze* begründet ist. Die einzig mögliche Aussicht auf Abhülfe, worauf ich durchweg bestand, wird von einer Veränderung in der Verwaltung abhängen, — das heisst, von der Freiheit der rechtskräftigen Ehescheidung innerhalb der Schranken einer vollständigen Sicherstellung der Gesellschaft gegen die Erhaltung der Sprösslinge; weil in diesem Falle der Beweggrund zu gegenseitiger Treue nicht mehr nur in der niederen, gesetzlichen Verpflichtung der Beteiligten besteht, sondern in deren gegenseitigen Anmut und Humanität. Und dies ist eine Aufforderung, der, wenn sie offenherzig und freimütig gemacht wird, kein Mann oder keine Frau sich je verschliessen wird.

Ferner, in dem "Tribune"-Artikel vom letzten Sommer, den Sie citiren (oder vielmehr schamlos verdrehen) schien es mir seither, als legte ich das beste Wort für die Ehe ein, das jemals unter den Sternen für sie eingelegt wurde. Ich schrieb allerdings über einen grösseren Gegenstand und kam nur auf dem Wege der Illustration dazu, von der Ehe zu sprechen. Aber was ich damals darüber sagte, scheint mir noch immer als vollständig wahr. Und, wahr oder unwahr, warum citiren Sie mich nicht ihren Lesern wahrheitsgetreu? Sie erlauben ihrem Setzer das erste Citat in baren Unsinn zu verdrehen, und Sie verhexen das zweite so mit in die Augen fallender, drohender Schrägschrift, dass der unbedachte Leser auf diese Auswüchse der Schwachsinnigkeit als auf so viel solide Beweisführung sehen wird und daraus entnimmt, dass Jemand, der diese Quantität rein typographischer Verwünschungen einem frommen Redakteur erpressen kann, notwendigerweise in naher Verwandtschaft mit — Sie wissen wem, stehen muss.

Nun, als eine einfache Sache der Berechnung, warum sollten Sie wünschen, die Oeffentlichkeit gegen mich einzunehmen? Ich bin ein bescheidenes Individuum, ohne Einfluss, meine Ideen, abgesehen von ihrer innerlichen Wahrheit, der öffentlichen Annahme zu empfehlen. Und wenn es, wie Sie dartun, mein Wunsch und Zweck sein sollte, die Institution der Ehe zu zerstören, so bin ich wenigstens nicht so einfältig, diese Arbeit mit einer einfachen Willensäusserung zu unternehmen. Ich müsste wenigstens einen scheinbaren Grund für ihre Zerstörung angeführt haben. Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, wo ich diese Gründe angeführt habe? Oder, wenn Sie das nicht können, wollen Sie die Güte haben, sich als einen geschlagenen Gauner zu bekennen, der Kameradschaft ehrlicher Männer unwürdig?

Ohne Zweifel, Herr Redakteur, reden Sie zu einem nachsichtigen, gutmütigen Auditorium, dem es nicht darum zu tun, ist die stagnirte Brühe, die Ihr wöchentlicher Schöpflöffel ihnen servirt, zu genau zu untersuchen. Aber das grosse Publikum würdigt Ihren geistlosen Eifer für Rechtlichkeit vollkommen. Jeder vernünftige Mann weiss, dass wenn ich eine geschätzte Institution angreife ohne triftige Gründe dafür aufweisen zu können, ich allein dafür zu leiden haben werde und zwar sofort. Jede solche Person argwöhnt deshalb, wenn ein frommer Redakteur sich unnötigerweise bemüht, mich für dieses, mir zur Last gelegte, Vergehen zu insultiren, dass sein scheinbares Motiv nur die Maske für ein wirklicheres aber verstecktes Motiv ist. Und dieser Argwohn wäre in diesem Falle offenbar gerecht. Sie sind durchaus nicht bekümmert wegen irgend welcher Feindseligkeit, wirkliche oder eingebildete, welche ich oder irgend eine andere Person gegen die Institution der Ehe bekunden mögen. Ich lasse Ihnen, im Gegenteil, die Gerechtigkeit widerfahren, zu glauben, dass Sie nur zu glücklich sein würden, mich und alle andern eingebildeten Feinde gegen das siebente Gebot loszichen zu sehen. Aber *mein* Wohlwollen, wenigstens, ist zu schwach, um Ihnen diese Genugtuung zu gewähren. Naturforscher teilen uns mit, dass die Sepia, oder der Tintenfisch, die Gewohnheit hat, wenn er verfolgt wird "eine tintenartige Flüssigkeit von sich zu geben, die das umgebende Wasser so tief färbt, dass es ihm leicht wird, zu entkommen." Nun, die Wissenschaft, indem sie uns die herrlichen Analogien der Natur offenbart, lehrt uns, dass die Sepia, oder der Tintenfisch der wässerigen Regionen, nur eine verkümmerte oder unvollkommene Form eines ränkevollen, vom Sektengeist beherrschten Redakteurs einer höheren ist: gerade wie dieser ränkevolle Redakteur selbst nur eine verkümmerte und unvollkommene Prophetie des ganzen Menschen einer noch weit höheren Region ist. Wenn wir nun demgemäss uns die Mühe nehmen, diese tintige, betrügerische Pfütze zu erforschen, die Sie auf unseren Pfad ausgeworfen haben, so werden wir finden, dass die Ursache Ihrer Gehässigkeit sehr weit dahinter liegt. Wir werden finden, dass sie ganz und gar in der Kritik liegt, die ich hin und wieder gegen das fossile und langweilige Christentum losgelassen habe, wovon der "Observer" so ein peinigender Typus ist und sein Redakteur so ein vorzüglicher, selbstloser Märtyrer. Erlauben Sie mir einige Zeilen über diesen Gegenstand.

Fortsetzung folgt.

DER LUMPENSAMMLER VON PARIS.

Von FELIX PYAT.

Uebersetzt von Emma Heller Schumm.

ERSTER TEIL.

DER TRAGKORB.

Fortsetzung von No. 4.

Jean erhob sich und bemerkte endlich das Geräusch der auf ihrem Rundgang begriffenen Wache; eine sonderbare Polizei, welche durch ihre schweren, dröhnenden Schritte ihre nutzlose Ankunft ankündigte und sich zur Verhütung eines Verbrechens wie zur Arretirung des Verbrechers gleich ohnmächtig erwies.

"Ich darf nicht hier bleiben," sagte der Lumpensammler hastig. "Es ist nichts zu gewinnen bei einem Todten. Aber mein Sack?"

Er stiess gegen den Korb des Garousse.

"Ah! Sein Korb! Einen ganz neuen dazu! Und zu rauben, da er doch den hatte! Ein verbrecherischer Schuft, wahrhaftig! Ja . . . . in schlechten Händen das gute Werkzeug."

Während er diese Betrachtungen anstellte, hatte er sich den Korb auf den Rücken getan und den mit Didiers Blut befleckten Haken genommen.

"Das ist meine Erbschaft," schloss er, "um damit was in meinen Kräften steht für die Frau und das Kind des Unglücklichen zu tun. Ah! hätte er doch nur Lumpen bei sich getragen, wie ich es tue! Aber der Andere, wenn ich den je wieder finde! Er verdient nicht einmal diesen Sack . . . ja doch, um hineingesteckt zu werden!"

Damit hob er seinen alten Sack auf und warf ihn in den Korb.

Die schattenhaften Umrisse der Soldaten tauchten, wenige Schritte von ihm, aus der Dunkelheit auf.

Jean löschte seine Laterne aus und kauerte sich nieder.

"Die Patrouille," sagte er. "Ich sollte meinen, es wäre höchste Zeit."

Doch er war gesehen und angerufen worden.

"Wer da?"

"Ein Todter," sagte er, indem er sich davonschlich. "Zu spät, Schnecken, guten Abend!"

Die Patrouille, mit vorschriftsmässiger Teilnahmlosigkeit ihre Schritte messend, war bis zur Ecke der Weinschenke vorgetreten, und hielt unter der Laterne, die den Leichnam Jacques Didiers beleuchtete, an. . . .

FUENFTES KAPITEL.

DAS HAUS BERVILLE.

Gegen die Mitte der Rue du Louvre erhob sich ein grosser, schwerfälliger Bau aus Quadersteinen, hoch wenn nicht grossartig, der das massive, solide Aussehen eines Geldschrankes hatte, und das Haus eines Meister Plutus Bourgeois andeutete, der Bruchsteine dem Schnitzwerk vorzog und Sicherheit und Komfort vor Geschmack, Stil und Kunst setzte.

Auf einer, in die Mauer eingesetzten, glatten, schwarzen Marmortafel war in glänzenden, gut eingefügten silbernen Buchstaben diese einfache Inschrift zu lesen:

BANK BERVILLE.

Der untere Teil des Gebäudes, Erdgeschoss und zweites Stockwerk, enthielt, symmetrisch abgeteilt und mit Schalter versehen, die Kasse, das Komptoir und das

Fortsetzung auf Seite 6.

Libertas.

Erscheint alle vierzehn Tage. Preis, Ein Dollar das Jahr; einzelne Nummern, 5 Cents.

BENJ. R. TUCKER, REDAKTEUR UND HERAUSGEBER.
GEORG SCHUMM, } MITREDAKTEURE.
EMMA HELLER SCHUMM, }

Verlagsdruckerei: 18 P. O. Square.
Postamtsadresse: LIBERTAS, P. O. Box No. 3366, Boston, Mass.

Entered as Second Class Mail Matter.

BOSTON, MASS., den 19. MAI 1888.

„Durch Abschaffung der Rente und des Zinses, dieser letzten Spuren althergebrachter Sklaverei, beseitigt die Revolution mit Einem Schlag das Schwert des Henkers, das Siegel des Magistrats, den Knüppel des Polizisten, das Mass des Acciseneinnehmers, das Radirmesser des Gerichtsschreibers, alle jene Insignien der Politik, welche die junge Freiheit unter ihren Tritten zermalmt."—PROUDHON.

☞ Die Veröffentlichung im editoriellen Teil von Artikeln über andern Unterschriften als die Initialen der Redaktion, bezeichnet, dass die Redaktion der Hauptsache und dem allgemeinen Tone nach dieselben billigt, obgleich sie sich nicht für jede Wendung und jedes Wort verantwortlich hält. Aber die Veröffentlichung von Artikeln von denselben oder andern Verfassern in andern Teilen des Blattes zeigt keineswegs an, dass sie dieselben irgendwie missbilligt, da solche Anordnung grossenteils Bequemlichkeitsrücksichten unterliegt.

Wiederholte Vermeidung der Kernfrage.

Wie ich erwartet hatte, sträubt sich Herr Most in seiner Kontroverse mit mir über Privateigentum, Kommunismus und Staat noch so sehr wie je, auf den Kernpunkt der Sache einzugehen und den Versuch zu machen, meinen eigentlichen Standpunkt zu untergraben, und als einzige Antwort auf meine Herausforderung, das zu tun, versteckt er sich hinter dem Namen von Marx, nicht einmal auf eigene Rechnung den Gebrauch der Waffen wagend, mit denen letzterer jenen Standpunkt angriff. Herr Most hatte versprochen, sich zu Gunsten des Privateigentums zu erklären, wenn ich ihm beweisen würde, dass dasselbe mit Grossbetrieb ohne Ausbeutung der Arbeit vereinbar sei. Er hatte mich allerdings gewarnt, ihn zu diesem Zweck nicht auf Proudhons Banksystem zu verweisen. Aber ich erwiederte, dass er verpflichtet sei, meine Proposition auf Grund irgend eines Beweises, den ich vorbringen würde, zu acceptiren oder aber die Hinfälligkeit meines Beweises zu demonstriren, — mit andren Worten, dass er meine Beweisführung nicht zurückweisen könne, ohne sie vorher zu widerlegen. Dann sagte ich ihm, dass meine Beweisgründe genau in jenem Prinzip der Freiheit und der Organisation des Kredits beständen, welches in Proudhons Banksystem oder anderen Systemen ähnlicher Natur zum Ausdruck gelange, und ich verwiess ihn auf eine unlängst veröffentlichte Abhandlung, in welcher ich den Prozess auseinandersetzte, durch welchen der frei organisirte Kredit den Wucher — d. h. die Ausbeutung der Arbeit — abschaffen und den Grossbetrieb mehr als je erleichtern würde, ohne das Privateigentum anzutasten.

Nun sollte man doch annehmen, dass in der hieauf erfolgten Antwort der angedeutete Prozess einer Prüfung unterworfen und der Fehler in demselben aufgedeckt werde. Aber hat sich Herr Most diese Mühe genommen? Nicht er. Seine einzige Antwort ist, dass er Proudhons Banksystem seit Marx für abgetan halte, dass dasselbe fünfzig Jahre hinter unsrer Zeit liege, und dass es durchaus nicht einleuchtend sei, dass die Behauptung irgend Etwas für sich habe, dass unter den heutigen Vermögensungleichheiten ein Jeder kreditfähig werden könne. Nein, Herr Most, und es ist auch durchaus nicht einleuchtend, dass je eine solche Behauptung von irgend einem vernünftigen Verfechter der Organisation des Kredits aufgestellt worden ist. Die eigentliche Behauptung ist nicht, dass mit der Abschaffung der Monopolisirung des Kredits Jedermann sogleich kreditfähig werden würde, sondern dass wenn aller oder die Hälfte oder ein Viertel des Kredits, der unter einem freien System auf der Stelle disponibel wäre, zur Nutzanwendung gelangte, der Produktion und dem Unternehmen ein grosser Vorschub gegeben würde, welcher allmälig die Nachfrage nach Arbeit vervielfältigen und folglich den Arbeitslohn erhöhen und in letzter Folge die Zahl kreditfähiger Leute derartig vergrössern würde, bis schliesslich jeder Arbeiter im Stande wäre, seinem Arbeitgeber zu erklären: "Sehen Sie, Boss, Sie sind ein guter Geschäftsführer und ich bin willens, unter ihrer Leitung auf einer streng rechtlichen Basis weiter zu arbeiten; aber wofern Sie sich nicht mit einem Ihrer Arbeitsleistung entsprechenden Anteil an unserm gemeinschaftlichen Produkt zufrieden geben und mir den Rest für meine Arbeitsleistung überlassen, werde ich nicht länger für Sie arbeiten, sondern ein eigenes Geschäft eröffnen mit dem Kapital, das ich jetzt auf meinen Kredit hin erlangen kann." Herrn Mosts Verdrehung der Behauptungen der Freunde des Freibankwesens zeigt, dass er deren Argumente oder System nicht kennt, was vielleicht auch seine Unwilligkeit erklärt, denselben anderswie zu begegnen, als durch ewige Wiederholungen des Zaubernamens **Marx.** Proudhons Banksystem mag fünfzig Jahre hinter der Zeit zurück sein, aber es liegt offenbar weit vor dem Punkt voraus, den Herr Most auf dem Pfade seiner ökonomischen Untersuchungen erreicht hat.

Selbst noch mehr auf der Hut ist der vorsichtige Redakteur der "Freiheit" bei der Umgehung der folgenden Frage, die ich *à propos* seines Versprechens an ihn stellte: "Wenn der Kommunismus, wie Herr Most gewöhnlich behauptet, der Freiheit wirklich keinen Abbruch tut und an und für sich solch eine gute und vollkommene Sache ist, warum ihn dann fallen lassen zu Gunsten des Privateigentums, einfach weil die Möglichkeit nachgewiesen ist, dass letzteres nicht notwendigerweise die Ausbeutung der Arbeit bedinge? Sich bereit erklären, dies zu tun, heisst offenbar das Zugeständniss machen, dass, abgesehen von der Ausbeutung, das Privateigentum dem Kommunismus vorzuziehen ist und dass, unter Voraussetzung der Ausbeutung, der Kommunismus nur als das kleinere Uebel gewählt wird." Herr Most wusste, dass er nimmermehr zugestehen dürfe, dass der Kommunismus die Freiheit beschränke. Doch konnte er die Frage nicht beantworten, ohne dies Zugeständniss zu machen. So liess er sie denn wolweislich unberücksichtigt.

Aber was sagt er denn in seinem drei Spalten langen Artikel?

Nun, um einen Punkt zu erwähnen, versucht er, seine Leser glauben zu machen, dass ich meine mehr suggestiven als konklusiven Bemerkungen hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit, dass der kommunistische Standpunkt, gegründet wie er ist auf der Voraussetzung der Notwendigkeit grosser Kombinationen zwecks Grossbetriebs, bald untergraben werden möchte infolge der neuerdings sich kundgebenden Tendenz nach Vereinfachung und Wohlfeilmachung der Maschinen, — ich sage, er versucht seine Leser glauben zu machen, dass ich diese Bemerkungen als ein wesentliches Glied in der Kette meiner Argumentation anführte. "Auf Grund solcher Einbildungen," bemerkt er, "sollen wir uns überzeugen lassen, dass der privat-kapitalistische 'Anarchismus' dem anarchistischen Kommunismus vorzuziehen sei," ohne auch nur mit einem Worte meine ausdrückliche Erklärung zu beherzigen, dass ich die Idee auswarf für was sie wert war und sie als für meinen Standpunkt nicht wesentlich bezeichnete.

Nichtsdestoweniger ist es nicht leicht einzusehen, warum er diese Idee als so gänzlich chimärisch betrachten solle, da ihm doch bei dem Versuch, den Kommunismus als praktisch ausführbar hinzustellen, die Voraussetzung so leicht wird, dass die Zeit nicht mehr ferne sei, wo es einen solchen Ueberfluss an Produkten geben wird, dass die Individuen nicht mehr daran denken werden, sich über den Besitz derselben herumzustreiten, sondern wie Vögel im Hanfsamen leben werden. Von den beiden Hypothesen erscheint mir die letztere als die phantastischere. Gewiss werden noch grosse Fortschritte in der Richtung der Arbeitsersparung gemacht werden und ich bezweifle nicht im geringsten, dass bei einer besseren Gesellschaftseinrichtung jeder gesunde Mensch dereinst im Stande sein wird, sich eine komfortable Existenz mittels sehr weniger Stunden Arbeit täglich zu erringen. Aber dass je ein solches Verhältniss zwischen menschlichen Verbrauchs obwalten wird, wie es jetzt zwischen Vogelarbeit und Hanfsamen besteht, oder dass Grund und Boden und anderes Kapital je in solchem Ueberfluss vorhanden sein werden, wie das bei Wasser, Luft und Licht der Fall ist, kann nicht zugegeben werden. Sollten jedoch die Mittel zum Leben je so gänzlich ausser Beziehung mit menschlicher Arbeit geraten, dass alle Menschen sich zum gesammten Reichtum etwa in ähnlicher Weise verhalten werden, wie sie sich heutzutage zur Luft verhalten, dann werde ich zugeben, dass soweit der materielle Genuss in Betracht kommt, der Kommunismus praktisch ausführbar (ich sage nicht, ratsam) sein wird ohne Gefahr für die Freiheit. Bis dahin aber, darauf muss ich bestehen, wird seine Verwirklichung und Aufrechterhaltung einen Staat bedingen.

Doch, fragt mich Herr Most, wenn die Respektirung des Privateigentums denkbar ist ohne den Staat, warum ist dann der Kommunismus nicht ebenso denkbar? Einfach, weil die einzige Gewalt, die je nötig sein wird, um die Respektirung des Privateigentums zu sichern, die Gewalt der Defensive ist, — die Gewalt, welche den Arbeiter im Besitze seines Erwerbs oder im freien Austausch desselben schützt, — während die Gewalt, welche die Sicherung des Kommunismus benötigt, die Gewalt der Offensive ist, — die Gewalt, welche den Arbeiter zwingt, seine Produkte mit den Produkten Aller zusammenzuwerfen und ihm verbietet, seine Arbeit wie seine Produkte zu verkaufen. Nun ist aber die Gewalt der Offensive das Prinzip des Staats, während die Gewalt der Defensive eine Seite des Prinzips der Freiheit ist. Das ist die Erklärung, warum das Privateigentum nicht einen Staat bedingt, während der Kommunismus ohne denselben unmöglich ist. Herr Most scheint von dem wirklichen Wesen des Staates so wenig zu verstehen wie von Proudhons Banksystem. Er bekundet sich in seiner Opposition gegen den Staat nicht als ein intelligenter Bekämpfer der Autorität, sondern einfach als ein Rebell gegen die bestehenden Gewalten.

Aber wozu sich überhaupt mit ihm in eine Kontroverse einlassen? Gesteht er nicht gleich im Anfang des Artikels, den ich hier bespreche, zu, dass er sich vergeblich "an den Kopf gefasst" habe, dass sein Gehirn sich weigere, meine Unterscheidung zwischen dem individuellen Besitz seines Erwerbs seitens des Arbeiters einerseits und der Summe der gesetzlichen, den Inhabern des Reichtums gewährten Privilegien andrerseits zu fassen? Ist da noch Hoffnung, dass solch ein Geist je ein ökonomisches Gesetz fassen wird? Der Grund, den er für seine Unfähigkeit, diese Unterscheidung zu erkennen, anführt, liegt in seiner Ueberzeugung, dass Privatbesitz und Privilegium untrennbar seien. Je mehr die Einen ihr Eigen nennen, sagt er, desto weniger können Andere im Stande sein, zu besitzen. Das ist nicht der Fall, wo alles Eigentum sich auf die Arbeit gründet, und ich begünstige kein andres Eigentum. Das gilt nur von dem auf Wucher basirten Eigentum. Aber der Wucher, wie bereits gezeigt wurde, beruht auf dem Privilegium. Wenn das Eigentum des Einen durch die verstärkte Produktivität seiner Arbeit anwächst, wächst auch das Eigentum Anderer, statt sich zu verringern, in nahezu demselben Grade. Dieses Jahr produzirt A 100 an Hüten und B 100 an Schuhen. Jeder verbraucht 50 seines eigenen Produkts und tauscht die übrigen 50 aus gegen die übrigen 50 des Andern. Gesetzt, nun, A's Produktion bleibe sich für das nächste Jahr gleich, während diejenige B's, ohne Extraarbeit, auf 200 steige. In diesem Falle werden A's übrige 50, statt wie in diesem Jahr gegen B's übrige 50 aufzugehen, gegen 100 von B's Produkt aufgehen. Unter dem Privatbesitztum und in Abwesenheit des Wuchers bedeutet ein Mehr für den Einen nicht ein Weniger für den Andern, sondern ein Mehr für Alle. Wo bleibt da das Privilegium?

Aber es kümmert Herrn Most eigentlich wenig, wie ein Mensch in ökonomischen Angelegenheiten denkt. Ihm ist Jeder ein Bundesgenosse, der im Dynamit das Universalheilmittel erblickt. Wenn ich auch beweisen sollte, dass die Verwirklichung meiner ökonomischen Ansichten unser Gesellschaftssystem auf den Kopf stellen würde, er würde mich dennoch nicht als ein Revolutionär ansehen. Er erklärt rundweg, ich sei kein Revolutionär, weil ich bei dem Gedanken an die kommende Revolution (mittels Dynamit, meint er) eine Gänsehaut bekomme. Nun, ich gestehe freimütig, dass ich an dem Gedanken an Blutvergiessen, Verstümmelung und Tod keinen Gefallen finde. Meine Gefühle empören sich bei dem Gedanken an diese

Dinge. Und wenn der Gefallen daran das Erforderniss eines Revolutionärs ist, dann bin ich kein Revolutionär. Wenn Revolutionär ein Synonym für Kannibale wird, dann schliessen Sie mich gefälligst aus. Aber obgleich sich meine Gefühle empören, so stehe ich doch nicht unter ihrer Herrschaft und gestatte ihnen nicht, mich zu einem Feigling zu machen. Mehr als vor Dynamit und Blut schrecke ich vor dem Gedanken eines permanenten Gesellschaftssystems zurück, welches das langsame Sterben und Verderben der fleissigsten und verdienstlichsten seiner Mitglieder zur Notwendigkeit macht. Sollte ich je überzeugt werden, dass eine Politik des Terrorismus befolgt werden müsse, um unser heutiges Gesellschaftssystem zu stürzen, so würden die lautesten Schreier nach Blut unserer Tage mich nicht in dem Stoicismus übertreffen, mit welchem ich dem Unvermeidlichen entgegensehen würde. In der Tat, konsequent bis ans Ende, habe ich die Ueberzeugung, dass unter solchen Umständen Manche, die mich heute für hasenherzig halten, die Steinherzigkeit verurteilen würden, mit welcher ich jedes Gefühl des Mitleids den Forderungen des Terrorismus opfern würde. Es ist also weder Furcht noch Sentimentalität, was mich zur Opposition gegen die Anwendung der Gewalt bestimmt. Wie stupid, wie ungerecht daher von Herrn Most, mich als vor der sozialen Revolution drei Kreuze schlagend hinzustellen, einfach weil ich beharrlich gemäss meiner wohlbekannten Ueberzeugung handle, dass die Gewalt in der Volkswirtschaft die Wahrheit nicht an die Stelle der Lüge zu setzen vermag. T.

Revolutionäre Schauspiele.

Das waren tiefe und wertvolle Betrachtungen, die Colonel Ingersoll neulich im "Truth Seeker" und einer andern New Yorker Zeitung bezüglich der respektiven Nützlichkeit der Kirche und der Bühne für die Civilisation anstellte. Wer das Drama am meisten liebt, hasst die Kirche, und wer um den Ruhm und die Sicherheit der Kirche am meisten besorgt ist, muss in dem Drama deren gefährlichsten und erfolgreichsten Rivalen erkennen. Einem Dichter wird es nachgesagt, dass er die Bemerkung gemacht habe, wenn es ihm gestattet sei, des Volkes Lieder zu schreiben, es ihm gleichgültig sei, wer es regiere und kontrolire. So können wir sagen, gebt uns eine freie, unabhängige Bühne, und wir werden uns fürderhin nicht mehr um die Kanzel bekümmern. Aber unglücklicherweise ist sogar das Theater durch habsüchtige Moralisten und heuchlerische Puristen in eine Schule zur Pflege des Aberglaubens und der Unwissenheit umgewandelt worden. "Wilhelm Tell" ist von der deutschen Bühne verbannt, "Germinal" von der französischen und "Ostler Jo" kann nicht von einer Dame in der fashioablen Gesellschaft von Washington vorgetragen werden, ohne ihr das zornige Missvergnügen des Pöbels der respektablen Narren und Humbuger zuzuziehen. Die Bourgeoisie hat dem Theater sogar ein demütigendes Kompromiss mit den kriechenden Kreaturen der orthodoxen Kanzel aufgezwungen, so dass heutzutage mit Ausnahme einiger sehr wenigen Schauspiele die Lehren der Bühne nicht heilsamer und nicht vernünftiger sind, als die Predigten solcher Hanswurste wie Talmage, Dix, Jones oder Small.

Um so wertvoller sind die Ausnahmen. Ich möchte die Aufmerksamkeit von Radikalen und von Personen mit fortschrittlichen Ideen und Sympathien auf einige derselben lenken.

Kein Egoist sollte es versäumen, Gilbert und Sullivan's komische Oper, "The Pirates of Penzance," zu sehen. Die Schönheit der Pflicht und die Heiligkeit des gegebenen Wort bilden die "Moral" dieses reizenden Stückes. Und Revolutionäre sollten meilenweit gehen, um die Gelegenheit wahrzunehmen, "The Queen's Favorite" zu sehen. Es ist eine herrliche und vorzügliche Satire der Farce der parlamentarischen Agitation, der Politik, der Diplomatie und der Regierungsgeschäfte im Allgemeinen. Ein solches Schauspiel ist so viel wert, wie zehn Bände über Civildienstreform, Steuerreform, Mietskasernenreform oder politische Verbesserungen. Ich kann mich hier nicht auf eine gründlichere Besprechung einlassen, aber ich kann den Lesern von Libertas die Versicherung geben, dass wenn sie das Schauspiel einmal gesehen haben, die Erinnerung an dasselbe ihnen stets eine tiefe Befriedigung und lebhaften Genuss bereiten wird. "Henrietta," eine besonders für Robson und Crane geschriebene Komödie (von Ingersoll enthusiastisch bewundert), welche dieselbe mit absoluter Vollendung spielen, ist geradezu erstaunlich in ihrer kühnen, schonungslosen Verurteilung des Hazardspiels, der Spekulation, der Unehrlichkeit und Unsittlichkeit des modernen Geschäftslebens. Man wundert sich, wie es auch nur eine einzige Nacht von den Baumwollenkönigen, den Kohlenbaronen, den Napoleons der Wall Street, den Eisenbahnmagnaten und all den herrschenden Mächten in der Handelswelt geduldet wird. Dass es geduldet wird, dazu sollten sich alle Freunde des Fortschritts Glück wünschen. Man kann sich keine bessere Satire auf die New Yorker Gesellschaft mit ihren fashionablen Kirchen, Protzenklubs und Geschäftsverhandlungen denken. "Henrietta" wird mehr Gutes tun, als all das Pathos und die Beredtsamkeit, womit die Adlers der ethischen Bewegungen die Geschäftsleute beschwören, ihre Handlungen zu moralisiren.

"Henrietta" und "The Queen's Favorite" sind keine unbedeutenden Faktoren in der Revolution, welche alle Dinge neu gestaltet, und aus Anerkennung ihres Einflusses und Wertes sollten sie sogar "nach der Revolution" erhalten und geschätzt werden. Wenn einst die Kirche begraben und vergessen und die politische Maschine aus der Welt gefegt sein wird, werden sich die Menschen der freien Gesellschaft noch immer an diesen beiden Stücken ergötzen. *Vive la Révolution Sociale!* V. Yarros.

Freidenkeriana.

Noch ehe Libertas das Licht der Welt erblickt hatte, erhob der "Freidenker" seine Warnung gegen die Angekündigte. Er stellte sie als eine Verführerin hin, die gekommen sei, um unschuldige Herzen zu vergiften. Er meinte, sie könne nur Verwirrung in den Köpfen der Menschen anstiften und zu Unheil führen. Deshalb konnte er ihr auch kein günstiges Prognostikon stellen. Die für die bedrohte Unschuld zur Schau getragene Fürsorge war rührend. Als Libertas dann dennoch ihr Erscheinen machte, unterliess es der "Freidenker," sie irgendwie zu begrüssen oder auch nur mit einem Worte zu erwähnen, obwol es ihm nicht unbekannt war, dass in dem neuen Blatte, was sonst auch seine Mängel sein mochten, das ganze Fühlen und Denken redlich strebender und nicht gerade auf den Kopf gefallener Menschen zum Ausdruck kam. Da gewöhnte ich mich allmälig an den Gedanken, dass sich der "Freidenker" nach dem Beispiel grosser Männer Libertas gegenüber in tiefes Schweigen zu hüllen entschlossen habe, um sie auf diese Weise seine ganze Geringschätzung fühlen zu lassen. Darin habe ich mich aber geirrt. Denn noch ehe Libertas im heissen Kampf der Freiheit sich ihre Sporen verdient hat, widmet ihr der "Freidenker" plötzlich und ganz unerwartet eine längere Besprechung. Aber was für eine! Ich habe mich darüber zu beklagen, dass er in dieser Besprechung das Goethesche Xenion:

> Im Auslegen seid frisch und munter!
> Legt ihrs nicht aus, so legt was unter,

zu getreulichst befolgt zu haben scheint. Wenigstens sind es hauptsächlich Gespenster, gegen die er zu Felde zieht.

Gleich im Anfang seiner Besprechung vermisst sich der "Freidenker" zu dem Urteil, dass Libertas "in sehr unklarer und widerspruchsvoller Weise" für den Anarchismus Propaganda mache. Ein solches Urteil käme nur einem Anarchisten oder doch nur einem Manne zu, welcher die Sache gründlich kennt, die Libertas vertritt. Der "Freidenker," wie aus seinen Einwänden erhellt, versteht diese Sache nicht und sein Urteil über die Art und Weise, in welcher Libertas dieselbe vertritt, steht denn auch just auf derselben Stufe, wie das Urteil eines Stockkatholiken über die freidenkerische Propaganda des Atheismus. Ueberhaupt scheint der "Freidenker" in der Bekämpfung des Anarchismus seine Waffen aus dem Arsenale der kirchlichen Gegner der natürlichen Weltanschauung zu holen. Er bekämpft die Opposition gegen den Staat mit genau denselben Argumenten, mit welchen einst die Dunkelmänner die Opposition gegen die Kirche bekämpften. Darüber braucht man sich übrigens nicht zu verwundern; denn gerade wie der gläubige Christ von der Zerstörung des Gottglaubens die Entfesselung aller bösen Triebe und die Auflösung der menschlichen Gesellschaft befürchtet, so prophezeit der "Freidenker" von der Abschaffung des Staats das Hereinbrechen eines sozialen Chaos. Ich aber würde mich schämen, wenn ich noch im Banne dieses Aberglaubens stände.

Der Anarchismus, wie ihn der "Freidenker" allwöchentlich seinen Lesern vorführt, ist allerdings ein Utopien. Nun hat Herr Boppe unstreitig das Recht, allerlei unmögliche Gedankendinge zu schaffen und dieselben zu eigenem Vergnügen wie zum Vergnügen seiner Leser wieder zu zerstören. Ganz unzulässig aber ist es, seine Auffassung des Anarchismus, ein von ihm willkürlich geschaffenes Gedankending, den Anarchisten unterzuschieben und letztere für den von ihm selber zu Tage geförderten Unsinn verantwortlich zu machen. Das ist nicht allein unrecht, das ist auch unehrlich. Wenn es dem "Freidenker" Spass macht, meine Ansichten als aberwitzig zu charakterisiren, so mag er das immerhin tun; aber ich bestehe darauf, dass er seinen Lesern auch meine wirklichen Ansichten und nicht eine Fälschung derselben darbiete. Noch nicht ein einziges Mal habe ich den Anarchismus von dem Redakteur des "Freidenker" unparteiisch und leidenschaftslos als Das dargelegt gesehen, als was er von den Anarchisten selber ausgegeben wird. Er verhält sich zu ihm in ähnlicher Weise, wie sich bis vor kurzem die christlichen Pfaffen zur Entwicklungslehre verhalten haben.

Weil er sich willkürlich ein Zerrbild des Anarchismus zurechtpinselt und sich beharrlich weigert, denselben im Sinne seiner intelligenten Bekenner aufzufassen, kann er es nicht verstehen, wie ich einer nach freiem Uebereinkommen vereinbarten Organisation zum Schutze des auf der Arbeit begründeten Eigentums das Wort reden könne, während ich doch den Staat verwerfe. Darin erblickt er einen Widerspruch. Das kann er aber nur tun, indem er "Staat" und "freiwillige Organisation" in Einen Topf wirft. Ich weiss nicht, was ich von dem Unterscheidungsvermögen eines Mannes halten soll, dem der zwischen den angeführten Kategorien obwaltende wesentliche Unterschied nicht sofort in die Augen springt. Zum tausendsten Mal, der Anarchismus schliesst die freiwillige Organisation zur Sicherung aller im Gebiet der wahren Freiheit liegenden Zwecke nicht aus. Was in aller Welt sollte Menschen, welche sich zu dem auf der Arbeit begründeten Eigentum wie zu der vollkommenen, gleichen Freiheit bekennen, verhindern, sich zu Schutz und Trutz freiwillig zu organisiren? Eine solche freiwillige Organisation ist aber nicht gleichbedeutend mit Staat. Der Staat, der historische Staat, beruht nicht auf einem Vertrag, wie einige Philosophen lehren, zumal nicht auf einem freiwilligen Vertrag. Er schliesst vielmehr jeden Gedanken der Freiwilligkeit aus und stützt sich auf die pure, nackte Gewalt. Der Staat verneint das auf der Arbeit begründete Eigentum — kennt der "Freidenker" anderes Eigentum an? — wie die vollkommene, gleiche Freiheit der Individuen, indem er mittels Gewalt und Willkür in der Form von Bodenrente, Kapitalzins und Profit das Fremdentum schafft. Der Staat ist also das direkte Gegenteil der anarchistischen freiwilligen Organisation. Wie unstatthaft, daher, letztere mit dem Staat zu identifiziren! Ich wenigstens fühle mich unter einem logischen Zwang, zwischen einer freiwilligen Organisation zur Sicherung und Förderung bestimmter vernünftiger und gerechter Zwecke und dem Staat zu unterscheiden, gerade wie ich auch zwischen einer freien Gemeinde und einer katholischen Kirchengesellschaft zur Zeit der Innocense unterscheide.

Nach dieser Ausführung dürfte es dem "Freidenker" auch einleuchten, dass der Anarchismus nicht eine Rückkehr zur Natur im Sinne Rousseaus anstrebt, wie er in letzter Zeit wiederholt behauptete. Die Haltlosigkeit des Rousseau'schen Standpunktes ist wol von Niemand schärfer betont worden, als von Proudhon, dem eigentlichen Begründer des Anarchismus. Wie der "Freidenker" das Märchen vom Urzustand als das Ideal des Anarchismus darstellen konnte, ist eins von den Dingen, die kein Mensch erklären kann.

Fortsetzung auf Seite 8.

Fortsetzung von Seite 3.

Kabinet des Direktors. Sehr viel Ordnung, sehr wenig Luxus, alles das Notwendige; nichts Ueberflüssiges, ein massives, vollständiges Ganze. Der obere Teil, drei Stockwerke, diente dem Herrn der Bank, M. Berville, unlängst verwittwet, zur Privatwohnung, mit seinem einzigen Sohne, Camille, ein Gymnasiast von neun Jahren, und seiner Kousine, Mlle. Gertrude Berville, die nach dem Tode ihrer Verwandten die Verwaltung des Hauswesens übernommen hatte.

Der Bankier, ein Mann in reifem Alter, bereits wohlbeleibt, von apoplektischem Aussehen, im Zenith des Lebens und des Erfolges, stammte, wie fast alle Pariser, aus der Provinz, woraus Paris stets sein bestes Blut rekrutirt. Ein Umstand, der Paris in Wirklichkeit zu Frankreich macht.

M. Berville war also aus Bourges, wo er Glück gehabt hatte, nach Paris gekommen, wo er noch mehr Glück hatte. Nur nach Reichtum trachtend, arbeitsam, genau, wohlbewandert in seinem Beruf, pünktlich und regelmässig wie ein Uhrwerk, war er ein geborener Spezialist, und deshalb in seiner einzigen Fähigkeit, der Berechnung des Profits, stark.

Bis zu einem gewissen Grade teilte er ohne Zweifel die Ansichten seiner Klasse und seiner Zeit. Voltairianer in der Religion, liberal in der Politik, konstitutionell im Prinzip; aber in Wirklichkeit war seine Kasse sein Glauben, sein Hauptbuch die Verfassungsurkunde, sein Silber die Konstitution; seine Zahlen waren seine Prinzipien; sein Geschäft war seine Ehre; und seine Ansichten waren mehr metallisch als religiös oder politisch, und mussten alle erst den Weg durch seinen Geldschrank nehmen, ehe sie seinen Kopf oder sein Herz erreichen konnten. Die Zinsen waren seine wahre Leidenschaft, sie beherrschten Alles in ihm, Religion, Gesellschaft, die Familie sogar, dem Bourgeoisherzen sonst so teuer. Seine Tasche war sein Vaterland. Sein Frankreich erstreckte sich von der Börse bis zur Bank und die Zukunft des Landes war das Ende des Monats. Kurz, er rechnete wie er atmete, wie der Vogel fliegt und der Fisch schwimmt, von Geburt und durch Erziehung ein vollkommener Bankier.

Wie der Vater, so der Sohn, sagt das Sprichwort irrtümlicherweise. In Wahrheit sollte es heissen, wie die Mutter, so der Sohn. Die Mutter Washingtons war eine würdige Dame; die Mutter Napoleons war verächtlich. Ein weises Naturgesetz, das die Verschiedenheit in der menschlichen Einheit anstrebt, und ohne das die Welt immer ein und derselbe Mensch sein würde. Der Sohn Bervilles war demzufolge der Gegensatz seines Vaters und das Bild seiner Mutter. Denn ein anderes, für die Verschiedenheit und den Fortschritt der Menschheit nicht weniger weise geordnetes Naturgesetz, hatte, durch die Anziehung der Gegensätze, den Mann des Geldes bestimmt, eine Frau von Herz zu ehelichen.

Catherine Berville, ein schönes und gutes Wesen, aus derselben Klasse wie ihr Gemahl, aber von städtischem, republikanischem Geschlecht, eine Tochter der französischen Revolution, eine Schülerin der Philosophie des grossen Jahrhunderts, das für die Menschheit schwärmende Jahrhundert Rousseaus und Voltaires, hatte gelernt im "Emile" zu lesen. Sie hatte mit der Bibel gebrochen und ihrem Sohn einen römischen Namen gegeben. Demokratisch obgleich bourgeois, aus dem Volke obgleich reich, war sie die Vorsehung der Nachbarschaft. Die Armen nannten sie die gute Dame.

Doch ihre zärtlichen Neigungen und hohen Aspirationen wurden alsbald zurückgeschreckt durch die eheliche Arithmetik; und so hatte sie ihr ganzes weibliches Herz auf ihr Kind konzentrirt. Sie war nur noch Mutter . . . aber ganz Mutter. Ihr Sohn war ihr Leben, ihr Glaube, ihr Gesetz, ihr Gold, sie lebte nur noch für ihn; er war für sie das göttliche Kind! Zu Bourges hatte diese Cornelie, durch Erziehung, Beispiel und Gewohnheit eine barmherzige Schwester, ihm Menschlichkeit gelehrt; sie hatte ihm das Schreiben beigebracht, indem sie ihm Anweisungen auf Brod diktirte, hatte ihm die Armen gezeigt und ihm gesagt: "Ihr Brod ist dein Kuchen." In Paris, in veränderter Luft und Lebensweise, ihrer zur Gewohnheit gewordenen Wohltaten, und vor Allem ihres Sohnes beraubt, der auf dem Gymnasium zu Bourges zurückgelassen wurde, gleichgültig gegen Vergnügungen wie gegen Geschäftsangelegenheiten, siechte sie bald dahin und unterlag, erstickt in der Grünspanatmosphäre, in der ihr Gatte gedieh. Sie starb und hinterliess ihr bestes Teil, ihren grössten Reichtum, ihr Herz, einem Kinde in ihrem eigenen Bildniss geschaffen . . . eine weibliche Arbeit *par excellence*, ein Kind, das bestimmt war, zum Manne heranzureifen, der des Namens wert war.

Camille, in der Tat, war mehr als ein Ebenbild, er war der Mutter fortlebendes Teil. "Dieser Junge wird niemals nach einem vorteilhaften Handel greifen," sagte der Bankier, wenn er an seinen Erben dachte oder seinen Sprössling mit Bestürzung ansah.

Gefühlvoll und schelmisch, impulsive, reizend und vortrefflich, gefiel Camille Allen mit Ausnahme seines Erzeugers.

Ein frühreifes Kind, leidenschaftlich, selbstständig, von der Mutter verwöhnt, der Schrecken des Vaters, ein Gavarni, hatte er, dank der Erinnerung an die mütterliche Liebe und seiner kindlichen Pietät, sich seine Selbstachtung und die Achtung Anderer bewahrt, ist rein und ganz geblieben, hatte sich seine Originalität und Reinheit sogar auf der Schule erhalten, in dieser Promiskuität des Internats, physisch und moralisch so schädlich wie die des Klosters, der Kaserne, des Hospitals oder des Gefängnisses; in der die Kinder aneinander reiben und sich gegenseitig abnützen wie Kiesel auf sandigem Grunde, und sich beflecken wie Pflaumen in einem Korbe; woraus die Meisten als trockenes, angefaultes Obst hervorgehen, zu früh der mütterlichen Erziehung entrissen, der moralischen Säugung der Frau, des Einflusses der Familie, die nicht weniger dadurch leidet als das Kind; so schlecht erzogen wie unterrichtet, Alle nach einem Schnitt wie ihre Fräcke, Alle in eine Form gegossen, haben sie, selbst zum Nachteil der Gesellschaft, ihre Unabhängigkeit, ihre Initiative, ihre Individualität, ihre Persönlichkeit und ihre Freiheit verloren.

Durch den Einfluss seiner Mutter entging Camille dieser Missgestaltung. Ein freisinniger Gymnasiast der jesuitischen Epoche, in der das Gymnasium einem Predigerseminar glich, las er schon damals heimlich Béranger an Stelle des Loriquet. Dem klerikalen und royalistischen Geiste sich widersetzend, wurde er wegen zweier Vergehen aus dem Gymnasium gestossen. Er hatte das Messkännchen ausgetrunken, während er die Messe bediente; und hatte, wie das Volk, das grosse Lilienwappen des dicken Königs, Louis XVIII, stinkend genannt, welches das "Mastschwein," zusammen mit der Verfassungsurkunde, aus Gent zurückgebracht und überall eingeführt hatte, sogar auf die Rockknöpfe der Gymnasiasten.

Camille war dann zu seinem Vater heimgekehrt, zurückgeschickt und empfohlen durch dieses gute, für seine Zukunft vielversprechende Zeugniss: gotteslästerlich, aufrührerisch, unverbesserlich, ein durchaus schlechter Mensch.

"Das Kind ist der Vater des Mannes," sagt ein englisches Sprichwort voll Humor und Weisheit. Wir werden sehen wie wahr es ist.

Mademoiselle Gertrude Berville, die sich mit Vorliebe *de* Berville nannte, war anders.

Bereits eine alte Jungfer, untadelhaft, sündlos, dünn und steif wie eine Libelle, immer geschniegelt und gestriegelt, prätentiös und geziert wie jede Leserin Balzacs, ganz aufgehend in Frömmigkeit und Würde, war sie ein so grosser Kontrast wie die zwei Anderen in der Familie, denen sie aber sonst aufrichtig ergeben war, denn unter den lächerlichen Eigenschaften einer in Gott und den König verliebten Berrischonne, ermangelte sie weder Herz noch Geist. Durch ein falsches Ideal und ein lebhaftes Autoritätsbedürfniss irre geleitet, verteilte sie ihre Zeit auf ihr häusliches Regiment und ihre Verehrung — in bester Absicht und in allen Ehren — eines Abbés, ihres Beichtvaters, den sie so gut verpflegte wie ihren Schosshund. Jeden Morgen fuhr sie zur Messe in einer Equipage, welche sie anspannen liess, um die Strasse zwischen der Kirche und dem Haus zu kreuzen. In Allem und für Alles liebte Mlle. *de* Berville das Grossartige.

In Bourges, der Kathedralenstadt *par excellence*, ging sie gar nicht mehr aus der Kirche; sie gehörte ganz der Marienkapelle, dem Marienmonat, den Blumen und den Roben der Maria. Man nannte sie die Kammerfrau der heiligen Jungfrau.

Der Einfluss der Kirche in der Provinz, besonders in einer Kathedralenstadt wie Bourges, ist ausserordentlich. Die Kirche nimmt in den Köpfen ihrer Schutzbefohlenen so viel Platz ein wie ihr Tempel von der Sonne auf der Strasse. Bei Sonnenaufgang bedeckt dieser steinerne Leviathan mit seinem tödtlichen Schatten die Hälfte der Stadt und alle ihm ergebenen Seelen den ganzen Tag. Seine Glocken hört man fünf Meilen in der Runde. Seine Türme sind zwanzig Meilen weit sichtbar. Seine Macht steht im Verhältniss zu der Langeweile seiner Getreuen. Die Langeweile, dieses Gift der Provinz, dieser Rost des Herzens, das die Einwohner dieser todten Städte bedeckt wie das Grass ihre Strassen; die Langeweile liefert sie, besonders die Frauen, mit Leib und Seele der Kirche aus, welche ihren Müssiggang, die zwei Hauptleidenschaften der menschlichen Natur, Hoffnung und Furcht, und sogar ihr Geselligkeitsbedürfniss ausbeutet. In der Provinz, wo ein Departement noch immer eine Diöcese genannt wird, hat die Kirche keine Konkurrenz wie in Paris, kein Gegengewicht von grossen Theaters, Konzerten, Museen, Versammlungen, von allen diesen Zerstreuungen der Hauptstadt.

Die Kirche allein besitzt diese Pracht und diese Verschiedenheit. Feste, Musik, Gemälde, Dekorationen, Kostüme, alle diese Schauspiele, gut wie schlecht, bietet sie der Menge gratis. Sie unterbricht das Einerlei der Abgeschiedenheit durch ihre Versammlungen und die Prosa des Alltagslebens durch ihre Feierlichkeiten. So hilft sie mehr oder weniger dem individuellen Bedürfniss nach einem geselligen Leben ab. Während der Mann, reich oder arm, in der Schenke oder dem Café mit seines Gleichen zusammentrifft, hat die Frau nur die Kirche, worin sie, in Seide oder in Wolle, ihre Bekannten sehen und ihren Sinn für Kunst und das Ideale sowie ihre Neugierde und ihren Geselligkeitstrieb befriedigen kann. Daher erklärt sich, dass die Frau, wie die Bibel sagt, die Erste war und auch die Letzte sein wird, die *Gott* sieht. Man zerstört nur das, was man wieder ersetzt; und bis jetzt ist es die heilige Mutter allein, die ihre Kinder von deren Geburt bis zu deren Tode und selbst darüber hinaus an ihren Busen hält.

Gertrude Berville, früh eine Waise, mit einem frommen Vormund und einem grossen Vermögen, ward schnell von den Priestern in Beschlag genommen, die sie einen Engel und eine Heilige nannten, sie mit Liebkosungen und Segen überhäuften und dafür die ganze Neigung des Kindes und des reichen und devoten jungen Mädchens erhielten.

Von ihnen getauft, gebeichtet, kommunizirt, konfirmirt und schon im Voraus kanonisirt, in der Hoffnung, sie zu beerben, hatte sie alle Sakramente durchgemacht ausser das der Ehe; und hätte ohne Zweifel mit dem des Ordens geendet, wäre sie nicht durch den Tod ihrer Kousine ihrer Familie zurückgegeben worden. Trotz ihrer Mitgift von dem starken Geschlecht vernachlässigt, hatte sie sich nicht ohne Seufzer und ohne Hoffnung einer Rückkehr zum Menschen, Gott ergeben. Sie hatte noch nicht den Schleier genommen, in der vagen Hoffnung, dass ihr doch noch ein Gemahl bescheert werden möge, der weniger der Polygamie ergeben und irdischer wäre als dieser gemeinsame Gemahl aller weiblichen Heiligen des Paradieses.

Bereits über das dreissigste Lebensjahr hinaus, schmal, von schwächlichem Körperbau, eher lang als gross, eher bleich als frisch, schlank ohne Grazie und schön ohne Reiz, elegant ohne Chic und koquette ohne Erfolg, war sie die verkörperte Wirkung des Cölibats, so naturwidrig besonders für Frauen, die es mehr bewahren als der Mann, und war mager geblieben in dem Alter der Fülle, und dünn zur Zeit des Embonpoint. Jugend ohne Glanz, Reife ohne Macht, hatte sie etwas von einer welken Rose, oder einem runzeligen Apfel an sich, das mehr ein Gefühl des Bedauerns als des Begehrens hervorrief.

Sonst belesen, wohlunterrichtet, mutwillig und fein wie eine Katze, fromm ohne Strenge und weiblich ohne Frivolität, der Exaltation und des Enthusiasmus fähig, hatte sie nichts gemein mit dem Geschlecht der Bervilles ausser den Geist des Despotismus und der Sparsamkeit, jedoch ohne Habsucht und Härte, sondern sogar mit Freigebigkeit. Sie war gewiss lächerlich, aber interessant trotz ihrer Vorurteile und Fehler, die eher den Umständen als ihrer Person zuzuschreiben waren und deren Opfer sie vielmehr war, als deren schuldige Ursache; im Ganzen genommen ihrem konstitutionellen Kousin weit überlegen, den sie als einen feinen Mann schätzte, der einen Augenblick daran gedacht hatte, sie aus ökonomischen Rücksichten zu heiraten, der aber, da er fand, dass sie auch ohnedem ergeben genug sei, den Plan wieder fallen liess, ohne Bedauern weder von ihrer noch von seiner Seite.

Das war die Bervillesche Dreieinigkeit, wie sie am Tage des Mardi Gras, 1828, zu Tische sass, bei einem der Bourgeoiswelt von Paris gegebenen Karnevaldiner.

Das Paris der Bervilles war weder das Paris Garoussens noch das Jeans.

Wir hatten damals drei Gesellschaftsklassen in Frankreich. Die Restauration hatte die Klassen wieder eingesetzt, welche die Revolution zerstört hatte: Adel, Geistlichkeit und dritter Stand. Sie hatte sogar den dritten Stand in zwei Teile geteilt, die Bourgeoisie und den Plebs, welche vereint die Revolution gemacht hatten und ehemals sogar Frankreich durch Jacques Cœur und Jeanne d'Arc, und welche entzweit im Stande sind, Alles zu ruiniren, die Revolution und Frankreich.

Der Eine und Unteilbare von '92 existirte damals, in 1828, nicht mehr, ebensowenig wie er in 1886 existirt. . . Hoffen wir auf das Jahr 1900.

Damals gab es den Feudalherrn, den Bourgeois und den Proletarier: De Garousse, Berville und Jean; Fleischfresser, Wiederkäuer und Hungerleider; drei Vorstädte: Saint-Germain, Saint-Honoré und Saint-Antoine; Palast, Privathaus und Dachstube; drei Gesellschaftsschichten, die mit den drei Rasseschichten des Franken, des Galloromanen und des Kelten übereinstimmen, machten die Vermischung aus, aus der Frankreich zusammengesetzt war, und das gut mit einem gemischten, aus erster, zweiter und dritter Klasse bestehenden, Eisenbahnzug zu vergleichen ist.

In dieser sozialen Chemie waren die beiden wirklichen Elemente der Nation, die Bourgeoisie und das Volk, noch immer zusammengehalten durch ihren gemeinsamen Hass der *Carabas* und der *Calotins*,* und deren durch die Fremdherrschaft wieder eingesetzten Fürsten.

Die Bourgeois, aus Neid gegen den Adel, Widerwillen gegen die Geistlichkeit, und Furcht vor dem Verlust ihrer nationalen Güter; Bonapartisten auf Wartgeld, aus Groll über ihre Niederlage und in Hoffnung auf Rache; Orleanisten im Kampf gegen ihre Bevorzugten und das Volk aus Liebe für Vaterland und Freiheit — Alle waren wie Eins und bildeten die sogenannte liberale Partei.

Fortsetzung folgt.

* *Carabas* und *Calotin* sind Spottnamen für respective Adliger und Pfaffe.

Rache.

EIN OFFENER BRIEF AN DIE KOMMUNISTISCHEN ANARCHISTEN CHICAGOS.

Krieg und Autorität sind Gefährten, so sind Frieden und Freiheit. . . . Blutvergiessen ist an und für sich ein reiner Verlust. *B. R. Tucker.*

An dem Rande des Grabes, gleichsam in der Gegenwart unserer gemordeten Todten, die Herzen schwellend von den wechselnden Empfindungen der Freude und der Verzweiflung, des Ruhmes und des Bedauerns, des Stolzes und des Schmerzes, das Echo der edlen Sterbeworte noch in Euren Ohren wiederklingend, fandet Ihr, die kommunistischen Anarchisten Chicagos, Euch Angesicht zu Angesicht mit der ernsten Frage: "Was nun? Männer der Anarchie, wollet Ihr Euch rächen?"

Und mit Stimmen laut und leise, wild, entschlossen und feierlich, nahmt Ihr den furchtbaren Eid: "Wir wollen!"

Und auch wir, die individualistischen Anarchisten der Welt, die wir jene todten Helden geliebt und geehrt hatten, obwol wir während ihres Lebens nicht immer mit ihnen auf gleichen Pfaden wandeln konnten, wir auch echo'ten jenes feierliche Gelübde: "Wir wollen!"

Doch wie? Diese Frage tritt nun in den Vordergrund. Soll es durch Krieg sein? Sollen wir mit Robert Reitzel* Blut für Blut verlangen und lernen bitterlich zu hassen? Sollen wir diese Leute, welche unsre Teuren erschlagen haben, nun mit dem heimlichen, furchtbaren Schatten unserer unerbittlichen Rache verfolgen? Soll die Keule sie niederstrecken in der Finsterniss, der vergiftete Dolch sie durchbohren beim Strahl der Mittagssonne, die furchtbaren Vulkane des Dynamits donnernd ihr Verdammungsurteil verkünden in den stillen Stunden der Mitternacht?

Oder sollen wir uns in unserer Macht erheben, in Horden, gleich den heulenden Wölfen der Steppe, und in einer Revolution des Blutes, furchtbar durch Schwert, Bombe und Fackel, ihre Städte, Kerker, Gerichtshäuser, Paläste und Salons in rauchende Trümmer stürzen, ihre Armeen und Polizeimächte in blutige Fragmente zerreissen, und so durch die furchtbaren Gewalten des Hasses und der Furcht die Todten rächen und der Freiheit eine Gasse bahnen? Mit bleichen, verzerrten Gesichtern, wutgeblendeten Augen und knirschenden Zähnen haben Tausende geantwortet: "Ja!" Doch bestimmt und ohne Zögern antworten wir: "Nein!"

Und doch wenn je seit der Dämmerzeit der Geschichte eine so niederträchtige Tat an so unschuldigen Menschen verübt wurde, dass dieselbe unzweifelhaft den Krieg rechtfertigte, so steht dieser Gerichtsmord derselben gleich. Die Tyrannenhand der Gewalt war blutdürstend ausgestreckt und die Adern unserer Bravsten und Beredtesten wurden geleert, um ihr den Becher zu füllen.

Doch, Kameraden, *cui bono?* Welchen Nutzen hätte das Blutvergiessen jemals gebracht? Welche Flecken hätte es je ausgelöscht — nein, hat es dieselben nicht nur unter einem noch dunkleren Flecken verborgen? Lasst die törichte Einbildung der Blutsühne für immer und in allen ihren Formen abgetan sein.

Ihr sagt, dass der Krieg Dynastien gestürzt, Throne zertrümmert, Tyrannen getödtet, Armeen vernichtet und Völker befreiet habe. Zugegeben; doch was war alles Dieses wert? Der Krieg stürzte einen König, damit ein anderer Monarch herrschen möge; aus den zertrümmerten Thronen wurden andere, festere gebaut; jene todten Tyrannen, gleich todten Fliegen, haben andere und wieder andere gezeugt; für jede zerstörte Armee wurden zehntausend neue ins Leben gerufen, und die durch den Krieg befreiten Völker wurden nie zu freien Menschen.

Ihr sagt mir, dass durch Konflikt und Kampf die Menschheit Kraft entwickelt und das Ueberleben der Passendsten erlangt habe. Auch das ist teilweise wahr. Der Kampf mit Menschen, wie der Kampf mit der Natur, entwickelt Muskelkraft, Mut und Gehirn; allein das beweisst nicht, dass der Kampf mit Menschen nicht viel kostspieliger und viel weniger erfolgreich ist, als der Kampf mit der Natur. Gleich der Kassavawurzel hat das Uebel stets die Tendenz, sein Gift zu verflüchtigen und harmlos zu werden, doch so lange noch irgend Gift zurückbleibt, ist es immer ein Uebel. Menschliche Wohlfahrt ist menschliches Glück und das Glück, welches mit dem Kriege kommt, kommt meist trotz desselben. Obgleich es sentimental klingen mag, so erkläre ich es dennoch als meine aufrichtige Ueberzeugung, dass die zarte Liebe und das vergebungsvolle Mitleid der Frauen und die hülflosen Rufe der Säuglinge zur Verewigung alles Dessen, was edel ist in der Menschennatur, mehr beigetragen haben, als alle wilde Leidenschaft, aller tierische Hass und alle brutale Gewalt seit undenklichen Zeiten. Der müde Forscher, welcher in seinem stillen Zimmer sitzend die Natur um ihre Geheimnisse befragt und ihre Antworten seinen Mitmenschen vermittelt, leistet der Freiheit bessere Dienste, als wenn ein Gottesgericht jeden Herrscher auf der runden Erde, vom russischen Zaren bis zu einem Chicagoer Polizisten, erschlüge. Doch wenn Wissen im Allgemeinen so viel wert ist, dann ist die Wissenschaft im Dienste wahrer Freiheit und der Organisation freier Menschen von ganz unberechenbarem Wert.

Die Welt hat des Blutes genug gehabt. Seit undenklichen Zeiten hat alltäglich die Sonne herabgeschaut auf menschliche Wesen im tödtlichen Kampfe mit einander ringend. Seit undenklichen Zeiten verschwand dieselbe Sonne allnächtlich hinter Wolken des Pulverdampfes und der Schlachtfelder Staub und erhob sich allmorgendlich durch blutgeschwängerte Nebel über ein leichenbedecktes Gefild. Allnächtlich blickte der Silbermond herab auf Wall und Lagerstatt, während Helm und Schwert in seinem Strahle glitzerten, bis der Glutschein brennender Städte ihn erblassen liess. Seit tausenden von Jahren starrten alltäglich aus den bleichen, verzerrten Gesichtern der Erschlagenen die seelenlosen Augen empor zum Azurgewölbe des Tages und dem gestirnten Dom der Nacht. Unerschöpflich floss der Wunden Purpurquelle. Fortwährend tönten der Opfer Sterbeseufzer. Unaufhörlich klangen der Wittwen und Waisen Klagen. Und doch, was nützte alles Dieses? Ist es nicht genug?

Es gab eine Zeit, da auch mich ein Kriegsrausch beherrschte. Ich verehrte die Macht und glaubte an der Menschheit Erlösung durch sie. Gleich dem Streitrosse erfüllte mich das Rollen der Trommel und der Hörner schriller Klang mit fieberhafter Ungeduld. Ich zerrte gleich dem Hunde an der Koppel, wenn ich den gemessenen Schritt bewaffneter Schaaren hörte, wallende Banner und Federn, schäumende Rosse und blitzende Waffen sah. Doch ach! es war eines Toren hirnlose Begeisterung. Es liegt ein fluchwürdiger Rausch in dem Pomp und der Leidenschaft des Krieges, höllischer als Haschisch, wirrer als Opium oder Alkohol, die Kräfte des Verstandes überwältigend, gleich den hinterlistigen Dämpfen eines Giftes uns zu unsrer Vernichtung lockend wie der tosende Fall oder die schwindelnde Höhe.

Gerade diese berauschende Eigenschaft des Krieges ist es, Kameraden, welche denselben gefährlich macht. Sie zerstört die Individualität und lähmt das Wachstum der freien Vernunft. Sie zieht die Menschen in heulenden, irren Heerden, um das Gebot ihrer schlauen und unerbittlichen Herren auszuführen. Der Söldner gibt nichts um Freiheit und kann nicht. Er ist machttrunken. Er ist abwechselnd und gleichzeitig ein Sklave und ein Tyrann. Er ist ein Räuber ohne Reue, ein Mörder ohne Zögern, ein Brandstifter ohne Veranlassung. Er entsagt seinem freien Willen, vergisst, dass er ein Mensch ist und wird ein Hund, der zerfleischt, auf wen er gerade gehetzt wird. Er ist ebenso eine Todesmaschine, wie das Gewehr, das er trägt.

Auch zu Gunsten des Meuchelmords lässt sich Etwas sagen, denn Meuchelmörder haben der Freiheit einige gute Dienste geleistet. Der Meuchelmörder erhält und entwickelt seinen Verstand und seine Individualität. Da der dritte Schritt in seiner Laufbahn (nach Vorbereitung und Tat) das Märtyrertum ist, so entwickelt er sittlichen Mut der höchsten Art. Wenn er ist, was er sein sollte, so ist er gleich Brutus ein Fürst unter Menschen. Doch dieses Hülfsmittel, um erfolgreich zu sein, sollte allgemein und häufig angewendet werden. Das ist unmöglich. Es ist wol den innersten Neigungen und Instinkten der Menschennatur zu sehr entgegengesetzt. Der Meuchelmörder um der Freiheit willen ist ein seltenes Produkt. Die Eigenschaften, welche nötig sind, um einen Menschen human genug zu machen, dass er freudig für die Freiheit zu sterben und doch ohne Zittern und Zagen, in kaltem Blute menschliches Leben zu zerstören vermag, sind einander zu entgegengesetzt, als dass dieselben oft in derselben Brust vereint gefunden werden könnten. Tyrannen sind auf ihrer Hut, kühn und wohlbewacht. Der Mörder vermag gegen sie nur einen Schlag zu führen und dieser, wie die Statistik lehrt, ist gewöhnlich ein Fehlschlag, welcher jedoch ihn selbst tödtet. Es ist zuviel gutes Material in dem Tyrannenmörder, als dass dasselbe auf diese Weise verschwendet werden sollte. Er ist zu wertvoll als ein Lehrer und Agitator der stillen *radikalen* Revolution, als dass er sein Leben wegwerfen sollte in dem Versuche, eine einzige der gesellschaftlichen Pestbeulen zu öffnen. Er vermag nur wenig, selbst wenn er am erfolgreichsten ist, und unter allen Umständen fordert seine Tat eine blutige Vergeltung von Seiten Derjenigen, welche er reizt, auf Diejenigen, welche er liebt, heraus; jede Schraube der Regierung wird fester angezogen. Schlimmer noch als alles Andere, seine Tat erfüllt mit Grauen Manche, die wir gewinnen möchten, und veranlasst dieselben, sich zurückzuhalten. Dieses Mittel ist zu wirkungslos, zu kostbar. Lasst es uns für immer bei Seite legen.

Die Freiheit beginnt im Gehirn, pulsirt im Herzen und schafft in der Hand des Individuums. Jede weise, weitreichende Idee, jede sanfte, liebende Empfindung, jeder erhabene und ehrenhafte Instinkt, jedes zarte Mitgefühl und edle Streben bahnen den Weg für die Freiheit. Jedes Flüstern der Selbstachtung zieht sie an wie ein Magnet; jedes furchtlose Wort, jeder Ausdruck der Selbstständigkeit bringt uns auf ihre Seite. Jeder Schmerz, jede Schmach erduldet zur Wahrung menschlicher Würde und gleicher Rechte erhebt uns zu der glorreichen Höhe der Kinder der Freiheit. Was immer das Individuum eifersüchtig macht und besorgt um seine Würde und sein unbeschränktes Wachstum als eine selbstständige Person und sorgsam in Betracht der Würde und Wohlfahrt Anderer, weil es erkennt, dass ihr Glück für sein eigenes unentbehrlich ist, alles Dieses schafft der Freiheit eine Stätte; und was immer seine Individualität verwischt und ihn achtlos macht, sei es auch in noch so geringem Grade, für die Sympathien, welche ihn an seine Mitmenschen fesseln, wirkt gegen sie. Individualität, Solidarität, diese beide zerstört der Krieg zu gleicher Zeit, während der Meuchelmord letztere vernichtet.

Wenn wir dann, die wir die Freiheit lieben und ihr folgen, sei sie auch noch so fern; wenn wir, die wir ihr Licht im Herzen haben, sei es auch noch so schwach; wenn wir es vermögen, Meuchelmörder und Söldner, Sklaven und Tyrannen, Schlächter und Vernichter zu werden, zu tödten durch Feuer und Schwert, zu vernichten, hassen und rächen; wenn wir dann (was noch von uns übrig) als Eroberer stehen auf einer Trümmerwelt und uns frei erklären, was dann?

Dieses. Wir werden finden, dass wir die Lehren des Krieges zu wohl gelernt haben, dass wir den Pfad der Freiheit verloren, ihr Licht verlöscht haben, dass wir den anderen Menschen gleich geworden sind, dass selbst die Kinder, die wir in den Jahren des Kampfs gezeugt, auf ihren Seelen den Stempel der Ungerechtigkeit tragen, dass die Welt noch ist, wie sie zuvor war, und wir schlechter, und dass das ganze traurige Geschäft von Neuem begonnen werden muss.

Ihr könnt nicht frei sein, wenn nicht Eure Mitmenschen es auch sind. Ihr vermögt nicht, Andere durch Furcht zu befreien; Ihr könnt sie nicht befreien, indem Ihr sie hasst; und jedes Mal, dass Ihr die blinden, störrischen, unwissenden Leidenschaften in Sachen der Freiheit aufreizt, gelingt es Euch nur, Steine des Anstosses in ihren Pfad zu wälzen. Die Freiheit vermag nur durch die Entwicklung zu kommen, das Wachstum, die Fortbildung der menschlichen Vernunft durch Erziehung, bis die Menschen endlich die überwältigende Bedeutung der Freiheit für ihr eigenes Glück einsehen. Jeder einflussreiche Mann so gewonnen, ist mehr wert, als die Eroberung einer Stadt, — es ist ein Gewinn für alle Zeiten.

Keiner kann das Ende eines Waffenganges voraussehen. Wenn wir Blut trinken, können wir auch in Blut ertrinken; wenn wir zum Schwert greifen, mögen wir auch durch dasselbe sterben; unsere Fahnen können genommen, unsere Kanonen vernagelt werden.

Doch wenn wir alle Drohungen und Gewalttaten bei Seite legen, dann sind wir unverwundbar, unwiderstehlich. Was vermögen Gerichte, Könige, Armeen, Advokaten und Polizisten gegen Autoren und Denker, Philosophen, Dichter und Drucker, gegen Logik und Sympathie? Lasst sie es versuchen. Brecht eine Feder, und dieselbe schreibt mit Flammenschrift am Mittagshimmel; zerstört eine Presse, und deren Tinte wird auf ewig die Blätter der Geschichte beflekken; unterdrückt einen Schriftsteller, und ein Jeder liest seine Werke; verurteilt eine Propaganda, und ihr macht euch zum Hauptapostel derselben; nehmt einen Kolporteur gefangen, und die Winde des Himmels werden seine Schriften über alle Zonen der Erde zerstreuen.

Diejenigen, welche gegen das Wissen kämpfen, finden sich in dem Netze des Unsichtbaren. Wesenlose Dolche durchbohren sie; sie kämpfen wütend, doch fallen alle ihre Streiche zurück auf den eignen Körper; es quält sie das Bewusstsein, dass sie als Werkzeuge gebraucht werden, um ihre eigene Niederlage zu erkämpfen.

Wenn Tausende auf dem Schlachtfelde fallen, wer fragt darnach? Wenn eine Million Krieger fielen, dann würde die Ruhmesgöttin den Sieger nur auf die Schulter klopfen und sagen: "Das war ein glorreicher Sieg"; doch wenn auch nur eine Strafe verhängt wird über einen unschuldigen Mann, welcher die Wahrheit lehrt und die Gewalt hasst, dann lauscht die Welt in atemloser Aufmerksamkeit und sollte er geopfert werden, so weint die Menschheit um ihren Geliebten.

Das Blut eines Söldners ist nicht mehr wert, als der Rost am Laufe seines Gewehrs; doch wenn das Blut eines Unschuldigen vergossen wird, dann schleicht sich der Verrat in das Lager und die Scham entweicht mit dem Banner. Ein Märtyrer gewinnt einen grösseren Sieg, als ein Regiment Soldaten in Schlachtordnung je zu gewinnen hoffen dürfen, und sein Sieg ist gewiss, während ihrer sehr ungewiss ist.

Ich sage Euch, Kommunisten von Chicago, dass Eure acht Märtyrer mehr zur Förderung Eurer Sache getan haben, als die Zerstörung von acht Städten wie Chicago. Doch ich sage Euch wiederum, dass das Blut des ersten Menschen, den Ihr aus Rache ermordet, die Hälfte ihres Werkes auslöschen wird, und wenn die erste Dynamitbombe, von Eurer rachedürstenden Hand geschleudert, durch das Fenster eines Salons bricht und das zarte Fleisch unschuldiger Frauen und Kinder zerstückelt, dann wird ihr ganzes Werk ungetan sein. Wenn die Manen von Spies und Parsons dieses Leben wiedersehen könnten, würde der Anblick der blutenden Leichen ihrer Verfolger es sein, was ihnen die grösste Befriedigung gewähren würde? Nein, diese Männer waren zu edel, zu grossmütig, um an Blut und Schmerz Freude zu finden. Freiheit, Gerechtigkeit, Glück waren es, was sie liebten und für deren Förderung sie lebten und starben. Krieg war für sie nicht ein Ziel, sondern nur ein Mittel, und wenn wir ihre Ziele durch friedliche Mittel erreichen können, dann rächen wir sie auf die Art, welche sie selbst in ihren weisesten Augenblicken vorgezogen haben würden.

In der Propaganda der Freiheit kann es nur dann zu einem Fehlschlag kommen, wenn wir die Menschen uns missverstehen, fürchten und hassen lehren; Erfolg kann nur dann uns blühen, wenn wir den Verstand überzeugen und das Herz rühren.

Schwört, denn, Kommunisten Chicagos, wenn Ihr wollt, zu einer Rache durch Blut; wir schwören zu einer *Rache durch Erfolg;* wenn Eure Rache gelingt, so erwartet Euch schliesslich ein Fehlschlag; für uns gibt es keinen Fehlschlag.

J. WM. LLOYD.

* Um Missverständnissen vorzubeugen, sei hier bemerkt, dass Robert Reitzel, was immer seine Ansichten hinsichtlich der von den Revolutionären zu befolgenden Taktik sein mögen, kein Kommunist ist, sondern stark zum individuellen Anarchismus hinneigt.

Fortsetzung von Seite 5.

Ferner. "Wenn die Redakteure der Libertas zeitweilig die Diktatur ausüben könnten, so wären sie unfähig, Gesellschaftszustände zu schaffen und zu erhalten, die nicht aus der Volksinitiative hervorgegangen wären." Das hält der "Freidenker" *uns* vor! Haben wir denn das je geleugnet und geht es auch nur aus Einem unsrer Worte hervor, als ob wir uns Etwas von der Ausübung einer Diktatur versprächen? Was sich Herr Boppe eigentlich unter Anarchismus vorstellen mag!? Der Anarchismus trägt sich ja nicht mit der Idee, irgend ein Gesellschaftszustand dem Volke aufzuzwingen; was er verlangt ist einfach die Wegräumung der gesetzlichen Hindernisse, welche die freie Entwicklung eines bessern Gesellschaftszustandes als der heutige unmöglich machen. Diese gesetzlichen Hindernisse, deren Beseitigung er anstrebt, sind die die Ausbeutung der Arbeit zur Folge habenden Privilegien und Monopole, — der Staat. Er verlangt die Abschaffung dieser Hindernisse, damit die Entwicklung in der Richtung eines höheren Gesellschaftszustandes um so rascher vor sich gehen könne. Dieser Entwicklungsprozess wird voraussichtlich auch unter den veränderten und günstigeren Bedingungen langsam genug vor sich gehen, aber wir setzen unser Vertrauen auf allen Fortschritt ausschliesslich in die natürlichen Agentien der Freiheit und es ist uns noch nie auch nur im Traume eingefallen, der Volksinitiative vorzugreifen. Das ist vielmehr eine Sünde, die dem "Freidenker" selber anhaftet. Er setzt kein Vertrauen in den langsamen, im Zustande der Freiheit vor sich gehenden und ausschliesslich durch die tausendfachen Agentien der Privatinitiative zu fördernden Fortschritt; er verlangt, dass der Staat sich quasi in eine Moralbehörde umwandle und dem Fortschritt durch Gewalt Vorschub leiste. Im Interesse von Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle würde er mich zwingen, öffentliche Schulen, Museen, Bibliotheken, Theater und wer weiss was nicht Alles erhalten zu helfen. Und dabei erhebt er gegen die Anarchisten den Vorwurf, der Volksinitiative vorgreifen zu wollen, — gegen die Anarchisten, welche einzig und allein die erzwungene Tributpflichtigkeit der Arbeit zu Gunsten der privilegirten Klassen bekämpfen, für die tausendgestaltige Privatinitiative freies Feld fordern und allen Zwang über die Grenze der Sicherung des auf der Arbeit begründeten Eigentums wie der gleichen Freiheit Aller hinaus und im Interesse auch der sonst an und für sich gerechtfertigtsten Zwecke strengstens verurteilen!

Ich eile zum Schluss. Aber es ist noch ein Punkt in der Besprechung, welche der "Freidenker" Libertas zu Teil werden lässt, der meine Richtigstellung herausfordert. Hätte irgend ein anderer Mensch meine Auslassungen über Stimmzettel und Dynamit in Nummer 3 dieses Blattes in der Weise des "Freidenker" kommentirt, so würde ich zum mindesten einen gelinden Zweifel in seine intellektuelle und moralische Integrität setzen müssen. Wie konnte Herr Boppe nach Durchlesen jenes Artikels die Behauptung übers Land verbreiten, dass ich für Dynamit sei nicht allein, um einen Willkürherrscher zu stürzen oder um Press-, Rede- und Agitationsfreiheit herzustellen, sondern auch um "schliesslich doch gewiss jenes anarchistische Freiheitsideal zu sichern, welches dem Einzelnen schrankenlose Freiheit in so fern wenigstens sichert, dass sein Tun und Lassen keinem Zwang irgend welcher Art, auch nicht solchem, wie ihn jede Organisation zur Erreichung oder Sicherung gewisser Zwecke in Form von zum voraus bindenden Verpflichtungen voraussetzt, unterworfen ist," etc. Wie konnte sich der "Freidenker" zu einer solchen Verdrehung und Fälschung meines Standpunkts herbeilassen? Hatte ich nicht die Grenzen genau angegeben, innerhalb welcher ich die Anwendung des Dynamits rechtfertigte, und hatte ich nicht ausdrücklich betont, dass das Wesen des Anarchismus, sofern es sich um den positiven Teil desselben handle, alles Operiren mit Gewaltmitteln ausschliesse? Hatte ich es nicht klar gemacht, dass die Verwirklichung des anarchistischen Ideals ausschliesslich der friedlichen Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens im Zustande der Freiheit überlassen werden müsse? Nach dem "Freidenker" verpönt Libertas den Stimmzettel, weil er "eine verabscheuungswerte staatliche Erfindung" sei und die "vorerstige" Anwendung des Dynamits aus Humanitätsgefühl. Ist das der Wahrheit gemäss? Hatte ich nicht andere und zwar bessere Gründe für unsere Verwerfung dieser Dinge angegeben? Hatte ich nicht unsere Verwerfung von Dynamit wie Stimmzettel auf die Tatsache gegründet, dass diese Dinge an und für sich die Herausbildung des Ideals der Freiheit nicht zu fördern vermögen, aus inneren Gründen nicht, weil die gesellschaftliche Entwicklung wesentlich andere Agentien bedinge?

Doch hier muss ich abbrechen. Vorläufig spreche ich dem "Freidenker" das Recht ab, eine Sache zu definiren und auszulegen, ehe er sie verstehen gelernt hat, und ich gebe mich der Hoffnung hin, dass wenn er sich das nächste Mal mit Libertas befasst, er ihrem Streben ein grösseres Verständniss entgegenbringen möge.

G. S.

In der Vorrede eines kleinen, aus mehreren Lieferungen bestehenden Werkes von Johannes Krieg, betitelt "Kampf und Harmonie," und herausgegeben zu Communia, Iowa, im Jahr 1880, finde ich das soziale Problem wie die Lösung desselben, richtig formulirt wie folgt: "Die produzirende Menschheit hat keinen andern Feind, als das Vorrecht und zinstragende Kapital, hat noch keinen andern gehabt und wird nie einen andern haben, und alle Reformmassregeln, welche nicht die Beseitigung dieser Grundursache aller gesellschaftlichen Uebel zum Zweck haben, sind eitel Spielwerk." Herr Krieg beklagt es ferner, dass es selbst hierzulande noch keine einzige Partei gebe, welche sich "über die durch Gewohnheit geheiligte, aber für unsere Gesellschaftsverhältnisse von Grund aus überlebte und verkehrte repräsentative und administrative Regierungsform erheben könne; "denn anstatt die Vorrechte radikal zu beseitigen, suchen sie denselben für Regierungszwecke blos andre Namen zu geben und sie auf andre Personen zu übertragen, selbst die in mancher Hinsicht bedeutsame sozialististische Arbeiterpartei nicht ausgenommen, deren Prinzipienwiderstreit unbegreiflich ist, da diese Partei beide extreme Gegensätze, das Vorrecht und zugleich die freie Konkurrenz, als gesellschaftliche Uebel bekämpft, ihre Kraft für verschiedene Nebendinge zwecklos vergeudet und dadurch für den Hauptzweck, die Produzenten von dem Druck des Vorrechts und des zinstragenden Kapitals zu befreien, schwächt." Diese Anklage gegen die sozialistische Arbeiterpartei, welche vor acht Jahren gegen sie erhoben wurde, gilt auch noch heute.

Was ist Freiheit?

[Karl Heinzen.]

Sie kann gedacht werden als ein bloss äusserer Zustand, welcher entsteht durch Entfernung aller hindernden Gewalt, and als eine innere Fähigkeit, welche in Bewusstsein und Willen von allem Gewalthinderniss unabhängig ist. Man versetze einen Untertan aus dem Bereich seines Despoten in eine Republik und er ist ein Untertan geblieben, wie wir das ja täglich an Hunderten unsrer Landsleute bemerken können; man fessele einen Republikaner mit Ketten an die Stufen eines Thrones und er bleibt ein Republikaner. Wir haben es hier nur mit derjenigen Freiheit zu tun, welche ich als eine innere bezeichnete, da äussere Freiheit die notwendige Folge der innern ist und deshalb vorausgesetzt werden muss. Diese innere Freiheit aber bedarf ebenfalls wieder einer Definition. Ich mögte sie bezeichnen als die Fähigkeit der Intelligenz und des Willens, das Gesetz der Vernunft vollständig zu erkennen und im Streben nach dem Ideal der menschlichen Entwicklung zu realisiren. Da wir niemals dieses Ideal erreichen, so folgt daraus zwar, dass wir auch niemals die ganze Freiheit erringen; aber es genügt, sich klar darüber zu werden, dass der Freiheit widerstrebt was der Vernunft widerstrebt, und dass die Freiheit die realisirte Vernunft ist. Denken wir uns alle Menschen durchaus vernünftig, so ist von keiner Unfreiheit mehr die Rede. Haben wir dies erkannt, so sind wir uns klar über die Aufgabe, auf dem Gebiete der Vernunft stets neue Eroberungen zu machen und die Grenze unserer Freiheit nicht enger zu stecken, als die Grenze dieser Eroberungen. Wir sind dann auch im Stande, die Hindernisse unserer Freiheit kennen zu lernen und sie zu besiegen. Nur so gelangen wir dazu, wirklich freie Männer zu werden und, füge ich hinzu, es zu bleiben, denn die wahre Freiheit, die in uns realisirte Vernunft, ist unveräusserbar und unbesiegbar.

An den Begriff der Freiheit schliesst sich die Frage nach ihren fernern Erfordernissen an. Wie die Vernunft unteilbar ist und die Vernunft auf dem einen Gebiet nicht bestehen kann neben der Unvernunft auf einem andern, so ist auch die Freiheit unteilbar und es ist eine grosse Unklarheit, z. B. anzunehmen, man könne auf dem politischen Gebiete frei und auf dem religiösen ein Diener der Autorität sein, man könne als Publizist sich auf die politische Freiheit beschränken und müsse die religiöse Unfreiheit unangetastet lassen u. s. w. Nichts hat so sehr das Bedürfniss der Konsequenz wie die Freiheit und sie lässt sich vom Gebiete der Kunst und Sitte eben so wenig zurückweisen wie vom Gebiete der Politik und Religion. Alles oder nichts, sagt Cäsar; die Freiheit streicht das Nichts und verlangt: Alles.

So wie aber die Freiheit unteilbar ist und allgemein werden muss im ganzen Denk- und Willensgebiet des einzelnen Menschen, so ist sie auch geknüpft an das Bedürfniss, sich auszudehnen über das ganze Gebiet der Menschheit. Je freier ein Mensch ist, desto mehr fühlt er das Bedürfniss, alle Menschen frei zu sehen. Die Freiheit ist wie die Luft: wie diese jeden luftleeren Raum auszufüllen, so strebt die Freiheit sich in jedem freiheitlosen Raum und Kopf auszubreiten. Wäre die ganze Menschheit frei, einen Einzigen ausgenommen, die ganze Menschheit würde nicht ruhen können, bis sie auch diesen Einen frei gemacht hätte. Ein freier Mann kann so wenig einen Sklaven dulden wie ein Despot einen freien Mann. Ob ein Mensch wirklich frei ist, kann er ziemlich sicher daran erkennen, ob er seine Freiheit egoistisch auf sich zu beschränken, oder ob er sie auch Unfreien zu Teil werden zu lassen das Bedürfniss fühlt. Die Neutralität ist die Gesinnung der egoistischen Unfreiheit. Selbst der rechte Egoismus der Freiheit ist dieser Neutralität entgegen, denn der freie Mensch hat das Bedürfniss, mit freien Menschen zu verkehren, und er erkennt, dass die fremde Unfreiheit nur ein Hinderniss seiner eignen Freiheit ist. Es gibt für den freien Mann keine grössere Qual, als das notgedrungene Verweilen unter Unfreien, die er nicht befreien kann.

Dichter und Staat.

[Georg Herwegh.]

Wenn ich irgendwo einmal sagte: Jeder echte Dichter sei eigentlich Demokrat, so muss ich hier diesen Ausdruck als den Begriff nicht ganz erschöpfend zurücknehmen. André Chenier war gewiss Demokrat, und die Republik hat ihn doch auf das Schaffot geschickt. *Jeder Dichter steht in Opposition mit dem Staate, auch dem besten.* — Diese Fassung des Begriffs wird richtiger lauten.

Lichtstrahlen.

[H. C. Bechtold in der "Michigan Arbeiter-Zeitung.]

Ich bin mir der Unzulänglichkeit des Einzelnen im Lebenskampf wol bewusst, muss ich aber darum in der Heerde aufgehen?

Zu seinem durch Arbeit selbst erworbenen *Eigentum* hat der Mensch ein unbestrittenes Recht, aber nicht zum *Fremdtum*, das er durch Nichtbezahlung oder ungenügende Bezahlung fremder Arbeit "erworben" hat.

Ich fürchte weder Kanonen noch Bann, weder scharfe Federn noch giftige Zungen; ich trotze dem Hunger und der vielgestaltigen Lebensnot; aber vor der souverainen Dummheit habe ich schon oft die Waffen strecken müssen. Sie ist eine Grossmacht. Das wissen alle Tyrannen.

Ob die Anarchisten den Stein der Weisen gefunden haben, weiss ich nicht; aber so viel ist gewiss, dass kein Mensch über einem anderen herrschen sollte. Zeige mir einen Mann, der die politische Gewalt nicht missbraucht, und ich zeige dir einen Mann, der keine Anstrengungen macht, sie zu erlangen.

Wenn wir uns das Getreibe in den Parteien anschauen und ihre Verheissungen mit ihren Erfolgen vergleichen, dann überkommt uns ein tiefes Mitleid mit den Armen, die innerhalb der Parteigrenzen auf Erlösung hoffen. Wir halten nichts von Platformen, gleichviel ob sie aus einer handvoll Typen oder einer ganzen Lumberyard konstruirt sind. Als Köter der Dummen mögen sie dem Demagogentum dienen, für freie Menschen sind sie wertlos.
